Eliot, Brainerd und Zeisberger

Miss. Bibliothek V.

Missionar Eliot predigt den Indianern.

Missions-Bibliothek
für Jung und Alt.
V. Bändchen.

Eliot, Brainerd und Zeisberger,

Drei Glaubenszeugen unter den Indianern.

Von
August Emil Frey,
Evangel. Luth. Pastor zu St. Markus in Brooklyn, N. Y.

Allentown, Pa.:
Brobst, Diehl u. Co.
1883.

RBR
M72
#51

Vorwort.

Der Indianer Amerikas gehört nur fast noch der Geschichte des Landes an; dem jetzigen Amerikaner erscheint er als eine gewesene Persönlichkeit. Aber der Indianer lebt noch. Der rothe Mann bestreicht noch weite Striche des fernen Westens als ihm liebes und willkommenes Jagdgebiet. Und wo immer ein Indianer sich zeigen mag, er erscheint als ein laut redendes Beispiel für ein viel mißhandeltes, viel bedrängtes und endlich in sich verkümmertes Geschlecht. Amerika wird niemals in den Blättern seiner Geschichte die Flecken der mannigfachen Versündigungen an den Urbewohnern des Landes auswischen können. Daß aber auch gar liebliche Züge in dem Bilde sich finden, welche das Zusammentreffen des weißen Eindringlings mit dem rothen Landeskinde der Geschichte aufgeprägt hat, das wird dies Büchlein auch zur Genüge zeigen. Wahr ist es, die christlichen Einwanderer haben nicht immer ihre besten Gaben und Güter mit den heidnischen Kindern des Landes getheilt. Wahr aber ist auch, daß nicht Wenige Behaglichkeit, Gesundheit, ja selbst ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, dem Indianer zu seinem wahren Besten zu dienen. Diente unser Büchlein dazu, den Eifer zu fördern, die noch vorhandenen Ueberreste der heidnischen Urbewohnerschaft des Landes in rechter christlicher Liebe dahin zu bringen, daß sie alle noch ihren Heiland kennen lernten, dann wäre unser Zweck erreicht. Eliot, Brainerd und Zeisberger werden unsterbliche Exempel bleiben, wie die christlichen Bewohner Amerikas ihre heidnischen

Landesgenossen hätten behandeln sollen und so lange noch solche unter ihnen sind, sie behandeln können.—Das walte Gott!

Das V. Bändchen der „Missions-Bibliothek" ist, wie seine Vorgänger, seiner Zeit vollständig in dem nun eingegangenen „Evang. Luth. Miss.-Blatt" erschienen; dennoch wird es, so hoffen wir, seinen Vorgängern gleich, die immer noch in neuen Auflagen erscheinen müssen, willige Aufnahme finden. Will's Gott, wird nächstes Jahr ein weiteres Bändchen der „Miss.-Bibliothek" folgen, da die verehrliche Verlags-Firma sich bereit erklärt, das Erscheinen derselben fortsetzen zu wollen.

August Emil Frey.

Brooklyn, N. Y. In der Luther-Jubel-Woche, 1883.

John Eliot.

1. Die Auswanderer.

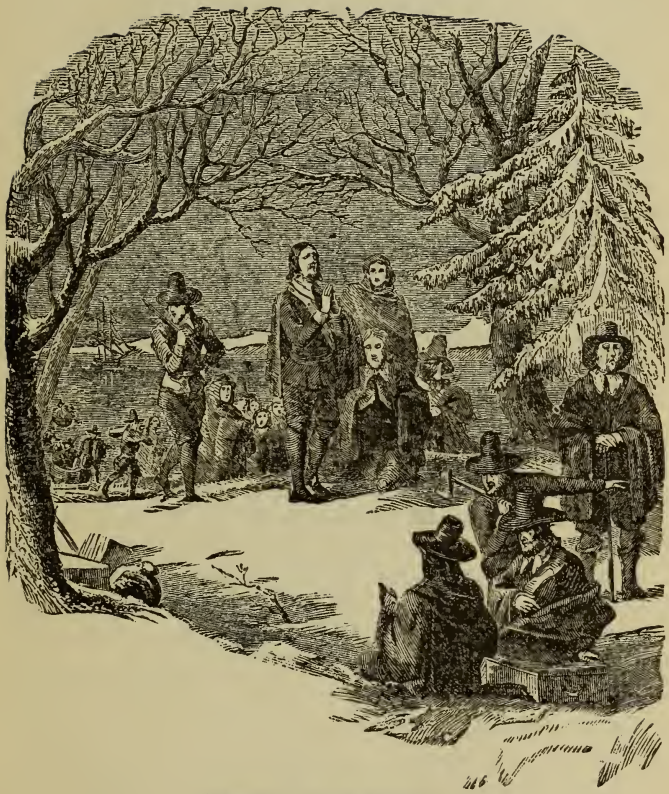
Am 6. September 1620 stach zu Plymouth in England ein Schiff in See, um nach dem fernen Westen, nach Amerika, zu steuern. Es war die "Mayflower" (Maiblume), sie trug 100 Seelen an Bord. Die Auswanderer waren Engländer, aber sie hatten, verfolgt um ihres Glaubens willen, England schon einmal, elf Jahre zuvor, verlassen und in Leyden, in Holland, eine Heimath gefunden. Jetzt suchten sie abermals eine neue Heimath; denn das nebelige Klima Hollands wollte ihnen nicht behagen, auch wollte es ihnen nicht zusagen, bleibend Holländer zu sein oder zu werden. Im fernen Amerika gedachten sie eine englische Kolonie zu gründen, in welcher sie, ihrer Nationalität treu bleibend, fern von den Bedrückungen des Vaterlandes, nach ihrer Gewissens-Ueberzeugung ihrem Gott dienen könnten. Amerika sollte der Freihafen derer sein und werden, welche in der alten Welt um ihres Glaubens willen allerlei Bedrängnisse und Verfolgungen zu erfahren hätten.

Nach zweimonatlicher Fahrt, am 11. November, warf die „Mayflower" Anker in der weiten Bucht des Cap Cod in Massachusetts. „Die Pilgerväter," unter welchem Namen unsre Auswanderer bekannt sind, hielten einen Dankgottesdienst

und verfaßten noch an Bord des Schiffes eine Urkunde, in welcher sie sich verbanden „zum Ruhme Gottes und zur Beförderung des christlichen Glaubens, sowie zur Ehre ihres Königs und Landes eine christliche Kolonie zu gründen.“ Nach abermaligem Verlauf eines Monats war der Platz gefunden, an welchem man landen und sich niederlassen konnte. Am 11. December 1620 betraten „die Pilgerväter,“ die um ihres Glaubens willen aus England ausgewanderten „Puritaner,“ für bleibend den Boden Amerikas. Von Plymouth in England waren sie ausgefahren, „Neu-Plymouth“ nannten sie ihre Niederlassung; und das Land ihrer neuen Heimath nannten sie „Neu-England.“

Ehe man gelandet war, hatten die Ankömmlinge bei Sturm und Wetter, bei Regen und Schnee nach allen Richtungen hin die getroffene unwirthliche Küste durchforscht. Nirgends hatte man ein menschlich Wesen gesehen. Einmal aber war die Erforschungs Kolonne von versteckten Indianern plötzlich mit Pfeilen beschossen worden. Ein paar Flintenschüsse hatten hingereicht, die Wilden ferne zu halten. Gräber statt Menschen, und zwar ganz frische, hatte man allenthalben in Menge gefunden. Eine furchtbare Seuche hatte, wie man hernachmals erfuhr, fast das ganze Indianervolk dieser Gegend hinweggerafft. —Die Uebriggebliebenen waren nach andern Orten verzogen.

Auch unsere „Pilgerväter“ sollten nicht nur alsbald Hütten bauen, sondern selbst auch fleißig Gräber machen. Die späte Jahreszeit, das naßkalte, feuchte Wetter, die ungewohnte und mangelhafte Nahrung — Fische, Krebse, Muscheln und zwar niemals im Ueberfluß, wären die dürftige Speise! — das Alles brachte bald viel Krankheit und auch gar häufig den Tod. Im nächsten Frühjahr waren von den 100 mit der Mayflower gelandeten grade noch 55 übrig!



Landung der Pilgerväter.

Aber unseren Kolonisten folgten trotz alledem sehr bald noch andere nach und zwar zumeist aus denselben Gründen wie die Pioniere mit der „Mayflower." Im November 1621 brachte ein Schiff 35 weitere Ansiedler. Zwei Jahre darauf kamen abermals zwei Schiffe und Neu-Plymouth zählte schon 180 Seelen und 32 Wohnhäuser. So gings fort. Im Jahre 1628 kamen 6 Schiffe auf einmal mit 386 Auswanderern und zwei Jahre darauf gar 14 Schiffe mit 1500 Menschen. Zwanzig Jahre nach der Landung der „Pilgerväter" und der Gründung der Stadt Plymouth waren bereits sieben weitere Ortschaften in Neu-England begründet, darunter Boston, Providenz, Hartford, New Haven u. a. Im Jahre 1631 landete ein von England gekommenes Schiff in Boston; unter den neuen Ankömmlingen, die es brachte, befand sich auch John Eliot.

John Eliot war ums Jahr 1604 in England geboren. Von seinen Eltern ist nichts bekannt, als daß sie ihren John in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen und ihm eine ausgezeichnete Schulbildung haben angedeihen lassen. Später besuchte der gelehrige Schüler die berühmte Universität Cambridge und betrieb mit besonderem Fleiß und Erfolg die alten Sprachen, in welcher die Bibel ursprünglich geschrieben ist. Auch Eliot schloß sich den sogenannten „Puritanern" an, die derzeit in England viel um ihres Glaubens willen zu leiden hatten. Thomas Hooker, ein besonders hervorragender Puritaner, der 1630 auch nach Amerika wanderte und Hartford gründete, errichtete eine Schule zu Little Baddow, an welche er den jungen Eliot zum Hilfslehrer berief. Eliot selbst sagte später, daß er hier in seiner Lehrerstelle in Baddow selbst erst zum rechten Glauben gekommen sei. Der Umgang mit dem frommen Hooker ließ auch alsbald den Entschluß in ihm reifen,

sich gänzlich dem Dienste des Herrn zu widmen und ein Prediger des Evangeliums zu werden. Daß dazu aber in England kein Weg für ihn sich fände, sahe er ein und so war bald sein Entschluß gefaßt: hinüber nach Amerika ins Land der Gewissens-Freiheit!

In Boston gelandet, kam Eliot grade zur rechten Zeit. Der dortige Prediger mußte Geschäfte halber zeitweilig nach England zurück und so berief die Gemeinde Eliot zu seinem Stellvertreter. Eliots Wunsch, Prediger des Evangeliums zu werden, war also erfüllt. Einige seiner Freunde und Gesinnungsgenossen von England kamen ihm nach und ließen sich in Roxbury, unweit Boston, nieder. Nach Rückkehr des Pastors von Boston beriefen sie Eliot zu ihrem Prediger. Eliot nahm den Beruf an und hat der Gemeinde unter großer Treue und viel Segen an 60 Jahre lang im Wort gedient. Seines Herrn Ehre zu fördern, das betrachtete Eliot als einzige Aufgabe seines Lebens. Keine Rücksicht kannte er gegen sich und Andre, wann und wo es sich um die Ehre Gottes handelte. Nicht alle Auswanderer hatten aus gleichen Ursachen das alte Vaterland verlassen; es waren auch Etliche um des Mammons willen gekommen. Sie hatten nicht nur wenig Sinn für Kirche und Christenthum, sondern staken auch zumeist sehr tief in allerlei Sünden und Lastern und führten einen gar ärgerlichen Lebenswandel. Auch verursachte das sehr ausgeprägte Gesetzeschristenthum der Puritaner an sich selbst schon viel Unruhe, sintemal das Gesetz nur Zorn anrichtet! Eliot trat dann immer rücksichtslos jeder offenen Sünde und jedem frivolen Gesetzesübertreten entgegen. „Er redete der Sünde gegenüber so viel Donnerkeile als Worte. Seine Kanzel war ein neuer Sinai, und Blitzstrahlen fuhren von diesem brennenden Berge auf die Uebertretungen.“ Wiederum aber gewann er

sich durch seine Herzensgüte und Liebe die Herzen Aller. Eliot war so mildthätig, daß seine Güte bei ihm fast zu einem Verbrechen wurde; denn er gab Jedem, der ihn nur ansprach, und zwar immer so viel, als er nur vermochte. Einst händigte ihm einmal der Schatzmeister der Gemeinde sein Gehalt ein. Weil der gute Mann aber die Eigenschaft seines Pastors genau kannte, knüpfte er das Geld ins Schnupftuch so fest zusammen, damit der Herr Pastor es unterwegs nicht aufkriegen könne, wenn er angesprochen würde. Aber was geschieht? Eliot trifft richtig, ehe er sein Haus erreicht, eine bedürftige Familie. Du hast ja Geld, denkt er, und will ihr etwas geben. Er knoppert lange an den Knoten des Schnupftuches herum, aber der Vorsteher hat die Schlinge zu fest gemacht; der Pastor kann sie nicht lösen. Da nimmt er das ganze Bündel, wirfts der Frau in den Schoß und spricht: „Nehmts, Gott hat es Euch gewiß Alles zugedacht?“

Eliot stand in ganz Neu-England in hohem Ansehen. Auf seinem Herzen lag auch das Wohl des ganzen Landes. In sein Gebet schloß er Alle mit ein; denn er führte ein Gebetsleben wie Wenige. Jegliches Anliegen trug er seinem Gott und Heiland freimüthig vor. Die Sorge für seine Gemeinde ging ihm über Alles. Insbesondere aber richtete er sein Augenmerk auf die Erziehung der Jugend. Die Schule genoß seine ganze Aufmerksamkeit. Roxbury ward so eigentlich die Pflanzstätte der Schulen Neu-Englands. Eliot selbst schämte sich nicht, als Lehrer vor den Kindern zu stehen; er freute sich gleichviel, ein Katechet der Unmündigen oder ein Prediger der Erwachsenen zu sein. Auch seine Unterrichtsmethode war gar verschieden von der gegenwärtigen geisttödtenden Abrichtungsmethode unsrer Volksschulen. Was seine Schüler lernten, das sollten sie auch verstehen, dafür stand er als unterrichtender

Lehrer vor ihnen. Er schrieb auch etliche passende Katechismen zum Unterricht der Jugend. Die Jugend war für Eliot die Hoffnung der Kirche, die Hoffnung des Staates.

Niemand aber in der Gemeinde entging dem treuen, wachsamen Auge des Seelsorgers. Grade die entfernt wohnenden Glieder, die am wenigsten den Gottesdienst besuchen konnten, besuchte Eliot am öftesten. Ueberall war er der Mann des Rathes, der Ermahnung und des Trostes. Aber auch im eignen Hause, wo ihm seit 1632 ein treues Weib zur Seite stand, war Eliot in seinem Beruf. Sein Haus galt als eine Schule der Frömmigkeit, als eine Pflanzstätte der Gottesfurcht.

Wie erquickend fühlte Eliot, wenn er am Sonntag Morgen seine Gemeindeglieder in Schaaren heraufziehen sah nach dem Hügel, auf welchem das einfache Kirchlein stand. Aber wenn er so dastand und hinabschaute, da streiften seine Augen weiter, weit hinaus den Charlesriver entlang. Dort im Innern des Landes, dort hauseten auch menschliche Wesen. Dort wohnten des Landes eigentliche Kinder, die nichts von der Predigt höreten, ja nichts von Christo wußten. Ach, bei aller Freude, wie ward doch seinem Herzen so wehe! Sollten sie nicht auch herzu gebracht werden können? Sollten die Indianer nicht auch das Evangelium hören wollen? Sollten sie nicht auch lernen können, Gott zu dienen und anzubeten? Solche und ähnliche Fragen beschäftigten den Pastor von Roxbury, der in England schon gelobt, ein Prediger des Evangeliums werden zu wollen. Und es sollte bei ihm nicht bei Fragen bleiben. Eliot war ein Mann der That. Mit der Hilfe eines Indianers, der etwas Englisch verstand, machte sich Eliot daran zu sehen, ob nicht auch den Indianern das Evangelium gepredigt werden, d. h. ob ihre Sprache nicht erlernt werden könnte.

Aber welch eine Sprache! Hebräisch, Griechisch, Latein hatte Eliot seiner Zeit mit Leichtigkeit erlernt. Aber dieses Indianisch! Vorerst fehlten ihm auch alle nothwendigen Hilfsmittel, eine Grammatik oder sonst geschriebene Bücher. Davon wußten die Indianer rein gar nichts. Und dann erst die wunderliche Ausdrucksweise dieser Indianer, mit ihren ellenlangen zusammengesetzten Worten. Nummatscheckodtantamuhngannunonash heißt „unsere Liebe," Nuhromantammuhngannunonash „unsere Freundschaften," Rummogokdonattuhttamonoktitnaongannunonash „unsere Fragen." Wahrlich, manch Einer wäre verzweifelt, je einmal diese Indianersprache erlernen zu können. Unser Eliot verzweifelte nicht. Die Ehre des Herrn stand auf dem Spiel. Auch die Indianer sollten das Evangelium hören. Darum mußte gelernt werden, so gut es eben ging und so lange es auch währen möchte. Mit der Sonne stand Eliot auf. Sein Indianer, der halbwegs Englisch verstand, verhalf ihm zur Grammatik, denn er sagte Eliot die Wörter und dieser Sprachmeister formte sie dann nach richtigen Regeln zusammen. Freilich fanden sich wunderliche Eigenthümlichkeiten. So z. B. würde „ich liebe" nasagiwe, zwanzig eng geschriebene Quartseiten erfordern, sollten von demselben alle erdenklichen Formen niedergeschrieben werden. So heißt Azhiningionjiishisagiitizomingibon „wir hatten uns selbst um deßwillen so geliebt," und Nindagiwionjiishisagiitizominabon heißt: „wir möchten uns um deßwillen so geliebt haben." So haben auch die Indianer für manchen Gegenstand oder Ausdruck ein Menge verschiedener Worte. Mit 15 verschiedenen Worten bezeichnen sie „jagen," mit 10 „reisen," mit 22 „fischen" u. s. w. Eliot war unermüdlich; er übersetzte alsbald das Vaterunser, die zehn Gebote und etliche Sprüche in die

neue Sprache. Doch ehe er es wagte, in derselben zu predigen, darüber vergingen fünfzehn Jahre.

So wollen denn auch wir den Roxburyer Pastor einstweilen indianisch lernen lassen und uns indeß ein wenig nach dem Volke selbst umsehen, das diese wunderliche Sprache spricht — nach den Indianern.

2. Die Indianer.

Gräber nur hatten die im Jahre 1620 gelandeten „Pilgerväter" gefunden, aber keinen Indianer. Der ganze Küstenstrich, wo die Puritaner sich niedergelassen, war menschenleer. Eine furchtbare Seuche hatte vorher schon Raum gemacht für die angekommenen Kolonisten. Dennoch aber schätzte man die damalige indianische Bevölkerung Neu-Englands — das heutige Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut — noch auf 40 bis 50,000 Seelen, während man annahm, daß derzeit in ganz Amerika wenigstens an 9 Millionen Indianer lebten. Heute freilich finden sich im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten kaum noch mehr als eine Viertelmillion! Was jene gefundenen frischen Gräber den Einwanderern andeuteten, das haben die seither vergangenen 250 Jahre weiter bestätigt. Die Indianer sind ein hinsterbendes, ein immermehr verschwindendes Geschlecht. Je mehr die Zahl des weißen Mannes in Amerika zunimmt, desto mehr nimmt die Zahl des „rothen Mannes," des Indianers ab. Urzweifelhaft ein ernstes Gottesgericht über ein Geschlecht, ein Volk, das wohl eine bessere Zukunft hätte haben können, hätte es besser verstanden, Gaben und Güte Gottes heilbringend anzuwenden. (Röm. 2.) Freilich stehen auch natürliche Ursachen vor unsern Augen, welche den Untergang der Urbewohnerschaft Amerikas wenn nicht ver-

ursacht, so doch beschleunigt haben. Fortwährende Kämpfe zwischen Stamm und Stamm wirkten vernichtend. Bestand einmal Feindschaft zwischen zwei Stämmen, so ward sie nicht beigelegt, bis entweder der eine von den beiden aufgehört hatte zu existiren, oder auch beide unter den siegreichen Füßen eines dritten Stammes zertreten zu Boden lagen. Was der heilige Apostel von den Gottlosen im Allgemeinen sagt — Römer 3, 10 bis 15 — das paßt genau auf die Indianer im Besonderen: „Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen." „In ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid." „Den Weg des Friedens wissen sie nicht." „Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen u. s. w."

Ein anderer aber um nichts weniger gefährlicher Feind als Tomahawk (das Schlachtbeil) und Scalpirmesser, die Mordwaffen der Indianer, war der Branntwein, den die weißen Eindringlinge dem rothen Manne brachten. Ergreifend ist die Bitte, welche zur Anklage wird, die die wenigen noch übrigen Missiaga-Indianer aussprechen: „Rettet uns, weiße Brüder, von einem Feinde, den wir selber nicht bezwingen können. Wie Alles, was vom weißen Manne kommt, ist er zu stark für uns. Unsere Reihen werden durch ihn immer mehr gelichtet. Könnten alle Chippewas und Mohawks, die vom Feuerwasser getödtet wurden, aus dem Lande der Schatten kommen und sich vor die Thüren der Branntweinhändler lagern — Städte und Dörfer würden sie füllen! Aber sie sind todt. Das Gift, das der weiße Mann gebracht, hat sie getödtet und die da leben sind ein geschwächt, ein abgestumpft, ein zerstreuet, ein verzweifelt Geschlecht. Gebt uns unsere Wälder wieder, die Tapferkeit unserer Väter! Weiße Brüder, rettet uns. Es fleht ein sterbend Geschlecht. Löschet die Flamme aus, die uns verzehrt, die uns vernichtet!"

Ein Rumhändler mit einem Fäßchen Rum stellt sich an einen Lagerplatz der Indianer auf. Einen Strohhalm legt er ins Spuntloch und lädt jeden Indianer ein, unentgeltlich durch den Strohhalm von seiner Flüssigkeit zu kosten. Ein Indianer, langsamen Schrittes und bedenklicher Miene, kommt heran, plötzlich hält er an und läuft eilends wieder zurück. Die Versuchung ist stark, aber er hat sie bezwungen. Noch aber lockt der Verkäufer und das Fäßchen und der Strohhalm. Noch zwei Mal kehrt der arme Heide vor'm Fäßchen wieder um. Endlich aber kostet er vom Feuerwasser, und nichts mag ihn mehr abhalten: Alles giebt er hin, was immer er bei sich hat, selbst Tomahawk und Scalpmesser. Er trinkt, so lange noch ein Tropfen im Faß, so lange er noch etwas besitzt, dem Mörder seines Leibes und seiner Seele anbieten zu können. Das „Feuerwasser", das der weiße Mann gebracht, hat den Lebensnerv des Indianers zerstört; Hunderte und Tausende sind ihm zum Opfer gefallen.

Aber auch die gewohnte Lebensart der Indianer mußte verderbliche Folgen haben. Jagen, Fischen, Kriegen war fast ausschließlich ihre Beschäftigung. Zeitweilig schwelgte man in Ueberfluß und Unmäßigkeit, dann lebte man wieder in Mangel und großem Elend. Hinsiechende Krankheiten und Tod waren die gewisse Folge. Man rühmt den Indianern nach, daß sie mit sehr wenig Speise auskommen und lange Fasten aushalten konnten. Aber sie mußten eben das Fasten lernen, wenn's nichts zu essen gab; und das kam nicht selten. Je zahlreicher sie wurden, je unergiebiger waren die Jagdgründe. Landbau betrieben nur sehr wenige Indianer. Sie mußten jagen oder hungern, oder — sterben lernen! Wie weit das ging, dafür ein grausiges Beispiel.

In Canada trifft ein Missionar einen Indianer, der ihm

Indianer-Lager von Hütten aus Matten und Baumrinde.

Folgendes erzählt: „Im letzten Herbst hatte ich ein Weib und sechs Kinder, alle wohlauf und gesund. Jetzt habe ich kein Kind mehr. Zwei von ihnen sind Hungers gestorben, glaube ich, bestimmt kann ich's nicht sagen. Ich selbst war zu einem Gerippe gehungert. Mein Weib erschoß unser jüngstes Kind, anderthalb Jahre alt; wir kochten es und aßen's. Darnach kam ein anderes d'ran. Meine älteste Tochter erschlug ihre jüngere Schwester und aß sie auf. Darnach kam sie und wollte die Mutter tödten. Ich nahm aber die Büchse und schoß sie todt. Noch war ihr Leben nicht ganz entflohen, da nahm die Mutter die Art, hieb ihr den Kopf ab und wir aßen sie. So sind wir von unsern Kindern gekommen."

Es ist in der That nicht sehr schmeichelhaft, wie Mather, einer der frühesten Ansiedler Neu-Englands, den rothen Mann schildert. Diese elenden Geschöpfe, schreibt er u. A., lebten in einem metallreichen Lande, aber sie wußten in ihrer Unbeholfenheit diese Schätze so wenig zu benutzen, daß sie nicht einmal ein Messer hatten. Sie lebten in einem Lande, wo wir jetzt Alles haben, was zum bequemen Leben gehört, aber ihre Wohnung ist nichts als eine kleine Matte, an Stangen befestigt, die in die Erde gesteckt werden. Ihre Kleidung ist nichts als die Haut eines Thieres und was ihre Nahrung betrifft, so kennen sie keinen größeren Leckerbissen, als einen Löffel voll gerösteten Mehls mit einem Löffel voll Wasser, um sich für Arbeit eines ganzen Tages zu stärken. Ihre Heilmittel bestehen, abgesehen von Zaubereien, selten in etwas Anderem, als in einem Schwitzbade. Eine kleine Höhle nämlich wird fürchterlich geheizt, der Indianer hockt für eine Stunde lang nackend hinein und schweißtriefend stürzt er sich dann geradenwegs in einen kalten Bach; was ihm übrigens ganz gut zu bekommen scheint. Bei bedenklicheren Krankheitsfällen wird der Powpow, Zauberer

oder Medizinmann, gerufen, der gegen gute Zahlung nur sein zauberisch Geheul vornimmt, hilft es aber nicht, d. i. stirbt der Kranke dennoch — nun, so tröstet sich der Indianer, daß des Kranken Zeit eben gekommen war. Der Zauberer hat an seiner Geltung nichts eingebüßt.

Der Indianer Lebensweise ist roh. Die Männer sind meist entsetzlich träge. Die armen Weiber dagegen müssen säen, stampfen, das Korn bereiten und die Hütten bauen. Von der Zeitrechnung wissen sie wenig, sie rechnen nach den Nächten, die sie geschlafen haben und nach den verlebten Wintern. Lesen und Schreiben ist ihnen gänzlich fremd.

Was ihre Religion betrifft, so glauben sie, daß es viele Götter (Geister) giebt. Einer aber, ein gewisser großer Geist, herrsche in den südwestlichen Gegenden des Himmels, er sei der vornehmste unter den Göttern. Sie glauben, jedes Geschöpf habe auch seinen besondern Gott in oder um sich. Es gäbe einen Sonnen-, einen Mond-Gott und viele andere ähnliche Götter. Auch können sie es nicht anders fassen, als daß das Feuer auch ein Gott sein müsse. Widerfährt ihnen etwas Gutes oder Schlimmes, so schreiben sie das natürlich der Huld oder dem Zorne eines Gottes zu. Daher kommt es auch, daß sie sehr ängstlich von wegen ihrer Träume sind, indem sie diese immer als eine bestimmte Willensäußerung eines Gottes ansehen. Feste in ausschweifender Weise, bei wilden Tänzen und sonstigen lächerlichen Gebräuchen, sollen den Gott freundlich stimmen. Auch Opfer, ja Menschenopfer, aber namentlich Hundeopfer, wurden den Göttern gebracht. Kichlan oder Kaulontowit, der große Gott, soll die Welt erschaffen, den Menschen aber aus einem Baume gebildet haben. An die Unsterblichkeit glaubt der Indianer auch und weiß sowohl von einem glückseligen als von einem unglückseligen Zustande nach

dem Tode zu reden. Auch von einem Teufel redet er, es ist der böse Geist, der dem guten Geist entgegenwirkt und vom Indianer mehr als ein böser Gott gefürchtet wird. — Soweit nach Mather. Im Grunde aber ist des Indianers Religiosität von sehr geringer Bedeutung. Sein Sinn ist gänzlich auf die Erde, auf das Sichtbare gerichtet. Die endlosen Wälder, die unübersehbaren Prärien, die Flüsse und Seen sind sein Element. Alles, was seinem Auge und Ohr begegnet, was er treibt und wünschen mag, ist Gegenstand seines Sinnens und Denkens. Nur Zufälligkeiten des Lebens, die außerhalb seiner Betrachtung, seines Willens liegen, machen ihn bedenklich und lassen ihn vorübergehend an ein außer ihm waltendes Wesen denken. Für wirklich Höheres, Uebersinnliches, Seliges ist kein Raum in seiner Seele; dafür hat der Indianer keine Zeit. Kennt doch auch seine Sprache keinen Ausdruck weder für Himmel noch für Hölle, weder für Seligkeit noch für Verdammniß. Erlösung, Versöhnung, Gerechtigkeit, Unschuld, Heiligkeit u. s. w. sind dem rothen Manne unfaßliche Begriffe.

Ein anderes Bild entwirft Dr. Morse vom Indianer, er sagt: „Die Indianer sind in der Regel so groß wie die weißen Leute; nur die Osagen, und einige andere Stämme, die einen ungemein schönen und hohen Wuchs haben, machen eine Ausnahme. In der Gestalt ihrer Gliedmaßen und ihrer aufrechten Stellung haben sie unstreitig einen Vorzug vor den Weißen. Einige Indianer wären vollendete Muster für Bildhauer. Beispiele von körperlicher Entstellung sind selten unter ihnen. An Körperkraft stehen sie, wie alle Wilden, dem civilisirten weißen Manne nach. Schnell sind die Indianer in ihren Bewegungen. Indische Läufer sind wahre Wunder in Hinsicht auf Ausdauer und Behendigkeit. Daher kommts, daß mit un-

glaublicher Schnelligkeit alle Nachrichten, welche die Indianer interessiren, unter denselben sich verbreiten.

Die Indianer sprechen wenig. Ihre Kenntniß ist beschränkt und ihr Gedankenkreis klein. Aber sie besitzen auch die Weisheit, daß sie nicht sprechen, wo sie nichts zu sagen haben. Auch unterbrechen sie einander nicht, sondern warten ruhig, bis sie zum Wort kommen können. Sie sind auch nicht lärmend und zankſüchtig. Verläumden, Fluchen, Schwören sind nicht Charakterzüge des rothen sondern — zur Schande sei es gesagt — des weißen Mannes. Nur dann, wann der Indianer viel Umgang mit den Blaßgesichtern gehabt, lernt er lügen wie die Kreter. (Tit. 1, 12.) So sind viele nun voller Verschlagenheit, Trug, Unversöhnlichkeit und Unbarmherzigkeit geworden. — Seine Leidenschaft aber, im Blute des Andern seine Rache zu befriedigen, ist ihm angeboren. Die furchtbarsten Greuelscenen werden darum von Indianern an Alt wie Jung rücksichtslos, ohne Barmherzigkeit, vollzogen. Tausende hilfloser Weiber und Kinder, die um Gnade gerufen, sind niedergeschlagen, skalpirt und in Stücke zerrissen worden. Schauerlich! Und doch finden sich auch gar liebliche Züge am Charakter des Indianers. Gastfreundschaft gilt sehr viel bei ihm. Gegen den Fremden, der zu ihm kommt, er habe ein weißes oder ein rothes Gesicht, ist er großmüthig; er räumt ihm die beste Stelle seiner Hütte ein und theilt mit ihm gern den Bissen, den er noch hat —."

William Sullivan, ein Ansiedler, ist vor seinem Hause beschäftigt. Ein Indianer tritt zu ihm und bittet um Speise und Nachtlager. Sullivan aber will der Rothhaut nicht einmal einen Trunk Wassers reichen. Mit verletztem Stolz wendet der Indianer schweigend sich ab und wankt von dannen. Aber Sullivans Weib, Maria, hat ein besseres Herz. Sie sieht

den ermatteten Wilden in einiger Entfernung zusammensinken. Schnell nimmt sie Speise und Trank und erquickt den Armen. Gestärkt ruft dankstrahlenden Auges der Indianer: „Kartutschi schützt die weiße Taube vor den Krallen des Adlers. Um ihretwillen soll das Nest sicher sein und wird der rothe Mann nicht Rache üben.“ Eine Reiherfeder zieht er aus dem Busen, reicht sie Frau Sullivan und spricht: „Wenn dein Mann die Jagdgründe des Indianers bestreicht, laß ihn diese Feder tragen,“— und im Walde verschwindet Kartutschi. Im Herbste aber, als die Saatzeit bestellt ist, will Sullivan jagen gehen. Sein Weib gedenkt des Wortes des Indianers und bittet ihn, die Reiherfeder nicht zu vergessen. Sullivan steckt sie an seinen Hut. Im Walde aber geht er irre. Einen Büffel hat er verfolgt, schießt und verwundet ihn,— aber das wilde Thier wirft sich auf seinen Jäger. Sullivan wäre verloren, wenn nicht in diesem Augenblick der wohlgezielte Stoß eines Indianers mit seinem Jagdmesser den gefährlichen Feind niederstreckte. Wer ist der Retter in der Noth? Wird der rothe Mann etwa den weißen Jäger, der unerlaubt seinen Jagdgrund betreten, auch niederstoßen wie das verfolgte Wild? Klopfenden Herzens bittet Sullivan den Indianer, ihm den Weg aus der Irre zu zeigen. Der Indianer mißt ihn mit einem durchschneidenden Blick und spricht: „Warte bis Morgen und du sollst den Weg zum Nest deiner Taube finden.“ Sullivan wagt nicht zu widersprechen und nimmt, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, die dargebotene Hand und folgt dem Indianer nach seinem Wigwam — seiner Hütte. Maiskuchen, Wildpret, und was der rothe Mann nur finden kann, trägt er seinem weißen Gast auf und beachtet mit Wohlbehagen dessen guten Appetitt. Am nächsten Morgen geleitet er sichern Schrittes seinen Gast durch den weiten, dunklen Wald.

Gegen Abend stehen sie vor der Blockhütte Sullivans. Noch einmal erfaßt der rothe Mann des Weißen Hand, blickt ihm mit stolzem Auge ins Antlitz und spricht: „Vor hundert und fünfzig Nächten (5 Monaten) nanntest du Kartutschi einen rothen Hund und triebst ihn verschmachtend von deiner Thür. Die letzte Nacht warst du in meiner Hand. Meine Rache hättest du empfunden, hätte diese Feder mich nicht erinnert, daß die Taube deines Nestes mich damals gerettet, — sie hat auch dich gerettet für diesmal." Und Kartutschi, der rothe Adler, war wieder im Walde verschwunden.

Catlin, ein Maler, der lange Zeit unter den rothen Wilden gelebt, hat erzählt, wie er gesehen, daß die Indianer ihre alt und schwach gewordenen Eltern dem Hungertode aussetzten und zwar mit deren williger Zustimmung. — Ein junger Indianer, der in die Hände seiner Feinde gerathen, sollte eines Mordes wegen hingerichtet werden. Er sprach: „Ich bin ein Mann und fürchte den Tod nicht, nur mein Weib, meine Kinder und alten Eltern, denen ich Wild jagen muß, beklage ich." Schon will er das Haupt auf den Richtklotz legen und den Todesstreich empfangen, da schleicht ein alter schwacher Greis herbei und bittet, ihn erst anzuhören. „Warum tödtet ihr diesen starken Mann," spricht er, „der jagen kann und Weib und Kind zu ernähren hat? Laßt mich für ihn sterben, ich bin unnütz in der Welt." Er legt sein Haupt nieder, und — der Greis empfängt den Todesstreich — der Vater für seinen Sohn, den er frei gebeten!

Smith, der auf seinen Entdeckungsreisen den Indianern in die Hände gefallen, wird zum Tode verurtheilt, weil man ihn wegen seiner zu genauen Kenntniß von Gang und Stand der Gestirne des Himmels für einen gefährlichen Menschen hält. Ein Stein ist die Richtstätte. Smith legt seinen Kopf da-

rauf und zwei handfeste Männer schwingen ihre Keulen, um sie auf das Haupt ihres hilflosen Opfers niederfallen zu lassen. Da stürzt Pocahontas, die kluge zwölfjährige Tochter des Häuptlings hervor, legt ihr unschuldiges Köpfchen auf das Haupt des Weißen und ruft: „Nur unter meinem Kopfe soll dieser Unschuldige sterben."

Smith war gerettet. Pocahontas ist das unvergeßliche Bild eines der lieblichsten Charakterzüge des rothen Mannes in Amerika, der wohl viel Grausamkeiten an seinen eigenen Stammesgenossen wie an den Weißen verübt, von Letzteren aber auch nicht weniger wieder erfahren hat. Ja es wird für Menschen eine unbeantwortete Frage bleiben, wer der Grausamste gewesen, ob der rothe Mann, der seine goldene Freiheit und sein ihm gehöriges heiliges Erbtheil glaubte vertheidigen zu müssen; oder ob die immer weiter vordringenden Blaßgesichter, die rücksichtslos den Sohn des Landes vor sich hertrieben wie ein gescheuchtes Wild, die in seinen Wigwams schliefen, seine Felder beernteten und seine Wälder bejagten. Die ihm aufgenöthigten Verträge hat der rothe Mann zumeist immer heilig gehalten, der Weiße aber hat sie hundertmal verändert und heilige Eide nicht geachtet. Gott wird einst zu Gericht sitzen über alle Ungerechtigkeiten, die die Fremdlinge an des Landes Eingeborenen Jahrhunderte lang verübt haben.

Volle drei Monate nach ihrer Landung erst begegneten die Pilgerväter dem ersten Indianer, der sie mit einem "Welcome Englishmen" begrüßte. Samoset war sein Name und er gehörte zum Stamme des Massasoit. Er vermittelte auch alsbald ein Bündniß zwischen den Kolonisten und Massasoit, welches 54 Jahre lang, den Eingewanderten zu großem Segen, in Kraft blieb. Winslow, der Gouverneur, mußte den Indianern nachrühmen: „Wir haben sie sehr treu gefun-

den, sehr liebevoll, immer bereit uns Dienste zu erweisen. Wir wandeln in ihren Wäldern so friedlich und sicher, wie auf einer Landstraße in England." Dennoch kam es sehr bald zu blutigen Zusammenstößen zwischen den eingewanderten Blaßgesichtern und dem rothen Manne Amerikas.

Das Streben der Kolonisten ging dahin, in der neuen Welt ein neues England zu gründen. Die Krone Alt-Englands sollte auch in New-England die alleinige Herrschaft führen. In den Adern des Indianers aber floß freies Blut. Es dünkte ihm Hohn, seinen Nacken unter ein fremdländisch Regiment beugen zu sollen. Er betrachtete sich als den alleinigen rechtmäßigen Herrn des Landes. So lange er noch Tomahawk und Skalpmesser schwingen konnte, gedachte er seine Freiheit nur mit Blut zu verkaufen. Dies waren wohl die Hauptursachen zu den ersten blutigen Zusammenstößen zwischen den Kolonisten New-Englands und dem Indianer-Stamm Pequod. Letztere freilich scheinen nichts weniger beabsichtigt zu haben, als die eingedrungenen Blaßgesichter New-Englands mit Einem Schlage zu vernichten. Sie planten, die den Kolonisten freundlichen Naraganſett, wie überhaupt alle benachbarten Stämme, zu einem großen Bündniß zu vereinen. Dreißig Weiße wurden überfallen und kaltblütig hingeschlachtet. Noch gelang es Roger Williams, dem Pastor von Providence, das geplante Bündniß zu hintertreiben und die Kolonie zu retten.

Allein die eingewanderten Puritaner vergaßen, daß sie eigentlich doch nur Fremdlinge, und die Indianer Herren des Landes wären. Jetzt beschlossen sie ihrerseits, an den Pequod ein Exempel zu statuiren und nicht zu ruhen, bis der ganze Stamm ausgerottet wäre. Sie beriefen sich dabei in schwärmerischer Weise auf die von Gott gebotene Ausrottung der Kananiter durch

das eingewanderte Israel unter Josua. Männer, Weiber, Kinder,—Alles fiel ihrem Vernichtungsplane zum Opfer. Für jede Kopfhaut—Skalp—eines Pequod, wurde ein Prämium gezahlt. Doch, Gott sei Dank, diese schauerliche Schwärmerei erstreckte sich zunächst nur auf den einen Stamm, der aber nach sechzehn Jahren, seit Gründung der Kolonie, wirklich als ausgerottet zu betrachten war. Nur ein geringer Theil war übrig geblieben und der sollte ihnen noch verhängnißvoll werden.

Noch studirte Eliot an der Sprache der Indianer, um, wenn er sie erlernt, ihnen etwas Besseres zu bringen als Pulver und Blei, Krieg und Blutvergießen. Auch sonst gewann die Ueberzeugung immer mehr Boden, daß es vielmehr christlich und daher der Eingewanderten Pflicht wäre, die Kinder des Landes zu Christen zu machen zu suchen, als sie durch Feuer und Schwerdt auszurotten. Und merkwürdig, dieser Gedanke fand erst dann allgemeine Geltung, als die Puritaner einer andern schwärmerischen Meinung über den rothen Mann Glauben schenkten. Man fing nämlich an zu vermuthen und anzunehmen, die Indianer wären sicher die verloren gegangenen zehn Stämme Israels, von welchen seit der assyrischen Gefangenschaft nirgends mehr was verlautet habe. Man schloß das unter Anderem daraus, daß man eigentliche Götzen bei ihnen nicht fand, dagegen mancherlei Ueberlieferungen, die zeigten, daß auch diesen Heiden die biblischen Berichte von der Schöpfung, der Sündfluth u. A. nicht ganz fremd waren. Noch bis in die neueste Zeit findet die Annahme Vertheidiger: die Indianer seien die Ueberreste des seit der assyrischen Gefangenschaft verschollenen Zehnstämmereiches und glaubt man, sie wären durch Asien, über die Behringsstraße, nach Amerika gekommen.

3. Das Missionswerk.

Schon bei der Gründung der Kolonie war die Christianisirung der Indianer ins Auge gefaßt worden. Karl I. von England hatte das im Charter der Kolonie bestimmt ausgesprochen.*) Lange aber beschränkte man sich darauf, einzelne Indianer, die willig waren in Dienste von Kolonisten zu treten, oder mit denen man sonstwie häufigeren Verkehr pflegen konnte, mit dem Evangelium bekannt zu machen und zwar nicht ohne Erfolg. Manche Indianer fanden auch Wohlgefallen an den christlichen Bräuchen der Weißen. So ahmten sie bald die Sonntagsheiligung der Puritaner aus freien Stücken nach. Der gottesfürchtigen Familie Mayhew, auf der Insel „Marthas-Vine-Yard," gelang es, einen eifrigen Powpow, indianischen Zauberer, zum Christenthum zu bekehren, der alsbald ebenso eifrig seinen Stammesgenossen das erkannte Heilsevangelium predigte. Hiacoome ist dieses ersten indianischen Predigers Name. Im Jahre 1643 hatte er die heilige Taufe empfangen. Ein Jahr darauf, 1644, wurde in Massachusetts festgesetzt, daß die Gerichtshöfe sich um die Christianisirung der im Gebiet der Kolonie befindlichen Indianer kümmern sollten. Zwei Jahre darauf ward bestimmt, man solle zwei Geistliche erwählen, welche von Zeit zu Zeit unter die Indianer zu gehen hätten, um sie mit dem himmlischen Rathe Gottes bekannt zu machen. Grade zwei Wochen zuvor war der Mann ausgezogen, der hernach den

*) Im Charter heißt es wörtlich: "Settlers may wynn and incite the Natives of the Country to the Knowleg of Obedience of the onlie true God and Sauior of Mankinde and the Christian Fayth which in our Rovall Intencon and the Adventurors free Profession is the Principall Ende of this Plantation."

schönen Beinamen „Apostel der Indianer" erhielt. Es war kein andrer, als der uns bekannte Pastor von Roxbury bei Boston — John Eliot.

Am 28. Oktober 1646 wagte es Eliot zum erstenmal als Prediger vor den Indianern aufzutreten. Begleitet von drei Freunden aus Roxbury, begab er sich nach dem nächsten Indianer-Dorf am Charles River, zwei Stunden von Roxbury. Schon ein paar Tage vorher hatte er sich anmelden lassen, indem er ihnen sehr wichtige Mittheilungen zu machen hätte. So erwartete ihn denn auch ein großes Volk, zusammengerufen durch den Häuptling Waubon, nicht wissend, ob der große weiße Mann,—Eliot war groß und stark von Person –, Krieg oder Frieden bringen würde. Verwundert schauten sie ihn an, denn Waffen trug er keine; aber auch die Friedenspfeife, die einem Friedensboten bei ihnen nie fehlen durfte, bemerkten sie nicht. Dagegen trug Eliot ein Buch in der Hand,— die Bibel —, aus welcher er ihnen zum Beginn seiner Rede etwas vorlaß. (Hes. 37, 9. 10.) Ein und eine Viertelstunde sprach Eliot zu diesen wilden Kindern des Landes und sie hörten ihm von Anfang bis zu Ende mit der größesten Aufmerksamkeit zu. Ja, der merkwürdige Weiße hatte der rothen Männer Herzen gänzlich gewonnen; denn Indianer halten viel auf große Beredsamkeit. Nur der gilt was bei ihnen, der eine Rede halten kann. Aber was Eliot ihnen mitgetheilt, war auch noch nie an ihre Ohren gedrungen. Vom Gesetz hatte er zu ihnen gesprochen und von der Sündenschuld und dem Fluche Gottes, der auf jedem Menschen, auch auf einem Indianer ruht. Christum hatte er ihnen vorgemalt als den von Gott gesandten Sündentilger und Heiland aller armen Menschenkinder. Von der Seligkeit hatte er ihnen erzählt, die wir haben können durch den Glauben an Jesum

Christum, dem einigen Herrn und Heiland. „Habt ihr das Alles verstanden?“ fragte Eliot am Schluße seiner Rede, und sie antworteten: Ja!“ Aber sie hatten auch zu fragen. „Wie kommen wir zum Glauben an Christum?“ fragte der Eine. Eliot antwortete: „Wenn ihr fähig seid dies Buch, das Wort Gottes, zu lesen. Noch könnt ihr nicht lesen; so müßt ihr nachdenken dem, das ihr jetzt aus ihm gehöret habt. Und nicht nur blos müßt ihr daran denken daheim in euren Wigwams, wenn ihr auf den Matten sitzt, sondern auch, wenn ihr auf den Feldern seid und in den Wäldern umherschweift. Und beten müßt ihr, daß euch Gott Jesum Christum erkennen lasse in euren Herzen.“ — „Beten?“ hieß es da, „ja Jesus mag wohl der Engländer Gebet verstehen, aber nicht der Indianer Gebete.“ Darauf antwortete Eliot: „Jesus Christus und Gott durch ihn, hat alle Dinge gemacht, auch alle Menschen läßt er werden, auch die Indianer, und daher weiß er auch Alles, was in dem Menschen ist und was von ihm kommt, alle seine Wünsche, alle seine Gedanken und Worte und alle seine Gebete; Jesus versteht Alles, was die Indianer beten.“— Sie hatten noch viel zu fragen, aber Eliot antwortete ihnen auf Alles sehr bestimmt und klar. Insbesondere sprach er viel über die Größe und Majestät Gottes, und daß er allenthalben, bei allen und für alle Völker derselbe Gott sei. Da rief einer erstaunt und verwundert aus: „Wunderbare Dinge sinds, die wir heute gehöret haben. Solls Wahrheit sein, daß Gott so groß überall sei! Ja, es will uns scheinen, daß es Wahrheit ist.“

Drei Stunden lang hatte Eliot sich mit den Indianern unterhalten, und als er sie fragte, ob sie noch nicht müde wären, schrien sie: „Nein!“ Doch Eliot begab sich zur Ruhe in den Wigwam Waubons. Einer seiner Begleiter bemerkte hier

einen Indianer, still im Winkel kauernd, in Thränen schwimmend. Er versuchte, mit ihm zu reden. Doch der Indianer eilte hinaus in die Finsterniß der Nacht. Sobald Eliot davon hörte, eilte er ihm nach und fand ihn klagend im Walde hin und hergehend. So ergriffen war er von dem, was er am Tage gehört. Dies erquickte das Herz Eliots gar sehr und lobend und dankend kehrte er am nächsten Tage nach Roxbury zurück. Gott hatte Gnade gegeben zu seinem ersten Anfang. Er wußte, daß er seinen Mund nicht umsonst aufgethan, die Sprache der Heiden nicht vergeblich erlernt hatte.

Nach 14 Tagen, am 11. November, machte Eliot seinen zweiten Besuch bei Waubon und seinen Leuten. Abermals fand er eine große Schaar versammelt. „Wir sind gekommen," begann Eliot, „euch gutes Neues von dem großen Gott zu bringen, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, und euch zu sagen, wie die bösen und lasterhaften Menschen zu ihm kommen können, so daß sie während ihres Lebens glücklich sein und wenn sie sterben, zu Gott gehen und im Himmel leben können." Dann nahm er für diesmal insbesondere die Kinder vor, mit denen er sich besprach. Aber auch die Erwachsenen hatten wiederum nicht wenige Fragen. Ein alter Mann frug, ob es nicht zu spät sei für einen dem Tode nahen Menschen, seine Sünde zu bereuen und Gott zu suchen. Ein Anderer fragte, wie er dazu gelangen könnte, Gott recht zu dienen. Ein Dritter rief unter Thränen: „Ach, daß ich Jesum so wenig erkenne." Eliot gab einem jeden belehrende und tröstende Antwort. Als er aber gehen wollte, rühmten die Indianer offen die Güte Gottes, daß er ihnen den Eliot erwecket, ihnen solche Wunderdinge mitzutheilen.

Zum dritten Mal kam Eliot, am 26. November, und war erfreut, zu sehen, wie viele Indianer, die sonst von Ferne ge-

kommen, sich in der Zwischenzeit hier seßhaft gemacht hatten, um besser des weißen Mannes Predigt hören zu können. — Aber er mußte diesmal auch merken, wie der Feind nicht länger ohne Widerstand dieses Segenswerk fortschreiten lassen wollte. Die Powpow, die Zauberer oder Medizinmänner, machten viel Widerspruch. Eliot ging ihnen scharf zu Leibe. Einen fragte er: „Hälst du Gott oder Tschepian (den bösen Geist) für den Urheber alles Guten?“ „Gott,“ antwortete der Zauberer. „Warum betest du denn zu Tschepian?“ fuhr ihn Eliot an, — und der Zauberer verstummte. Ein Mann aber, Namens Wampas, bot Eliot seinen Sohn zur Erziehung an Und als Eliot am 9. Dezember 1646 zum vierten Male herkam, boten ihm alle ihre Kinder an. Das veranlaßte Eliot, den Vorstand der englischen Kolonie anzugehen um ein passendes Stück Land zu einer eigenen Niederlassung der Indianer, wo sie zu einem christlichen Gemeinwesen herangezogen werden könnten. Hacke und Spaten, Art und Kelle, gingen alsbald auch rührig in den Händen der Indianer. Nach kurzer Zeit stand die erste Indianerstadt, gegründet unter Leitung Eliots, da. Nonanetum, d. h. „unsre Freude,“ war ihr Name. Eliot ließ es sich ganz besonders angelegen sein, diese Wilden, die sich so willig in Nonanetum zusammen gethan und bleibend niedergelassen hatten, zu allerlei ordentlicher Arbeit anzuhalten. Die Weiber spannen und flochten Körbe. Die Männer trieben Obst- und Ackerbau. Und bald standen die Indianer von Nonanetum auf den Märkten der Kolonisten mit Obst und Weintrauben, Fischen und Geflügel, Besen und Fußdecken, Stöcken und Körben,— Alles selbst gemacht oder gezogen. Dabei aber hielt Eliot auch fleißig mit der Predigt des Evangeliums an.

Nonanetum bekam bald auch unter den umwohnenden In-

dianern einen guten Ruf. Viele kamen aus Neugierde, um zu sehen, was der weiße Mann aus den rothen Landeskindern gemacht habe Viele gingen wieder, Etliche aber blieben. Etliche suchten auch die Bewohner Nonanetums abwendig zu machen. „Was habt ihr denn Vortheils durch euer Beten?“ fragten sie. „Ihr seid ja so arm als wir. Unser Welschkorn ist so gut als das Eure. Nur haben wir mehr Freude. Wir schweifen frei in den Wäldern umher und ihr schließt euch in eure Häuser ein. Zeigt uns, was ihr voraus habt und wir wollen auch beten und bei euch wohnen.“ Eliot sagte ihnen: „Gott giebt uns zwei Arten guter Dinge, die einen sind kleine die andere große. Die kleinen sind Reichthum, Kleidung, Vergnügen, Jagd; die sind für den Leib und währen eine zeitlang. Die großen Güter aber sind Weisheit, Gottes Erkenntniß, Buße, Glaube, ewiges Leben; das sind Güter für die Seele und währen ewiglich.“ — Da wurden die Indianer stille!

Einer der Besucher, ein Häuptling aus der Gegend von Concord, hatte auch Eliot predigen gehört. Er kehrte heim, rief seine Stammesgenossen zusammen und erzählte ihnen, was er in Nonanetum gesehen und gehört hatte. Einstimmig ward beschlossen, man wolle es machen wie die zu Nonanetum: Zauberei, Betrug und Diebstahl sollten aufhören; der Sonntag soll gefeiert, Ehebruch und Mord mit Tode bestraft, und Eliot eingeladen werden, ihnen auch das Evangelium zu predigen. Wie gerne folgte Eliot dieser Einladung. Concord war die zweite Indianerstadt, die willig christlicher Ordnung sich unterwarf.

Wie ernst diese Indianer es mit der neuen Ordnung der Dinge nahmen, zeigen die Ordnungen und Gesetze, die sie sich stellten. Etliche mögen als Beispiel hier stehen: „Wer eine

Woche faul ist, zahlt 5 Schillinge." „Wer sein Weib schlägt, dem müssen die Hände auf den Rücken gebunden werden, bis er vom Richter gezüchtigt ist." „Eine Frau, die ihr Haar los hängen läßt, zahlt 5 Schillinge. "If any shall kill their lice between their teeth (eine bei den Indianern sehr beliebte Sitte!) they shall pay 5 shilling." „Wer sich voll säuft, zahlt 20 Schillinge." „Wer zu einem Kranken einen Zauberer ruft, zahlt 20 Schillinge und der Powpow zahlt auch 20 Schillinge." „Lügen kostet das erste Mal 5, das zweite Mal 10, das dritte Mal 20 Schillinge." „Diebstahl muß vierfältig wiedererstattet werden," u. s. w. Eliot selbst kann die bewirkte Veränderung also beschreiben: „Sie haben ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben ihre teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie wissen, daß sie im Widerspruch mit der Anbetung Gottes stehen. Ja, einige der Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, es nie wieder aufzunehmen. In ihren Wohnungen beten sie zu Gott Morgens und Abends, auch wenn sie zu Tische sitzen, wie sie es von uns sehen. Kommen sie zu einem Engländer so wollen sie belehrt sein. Sie halten streng darauf, daß ihre Kinder christlich unterrichtet werden und sich vor Entheiligung des Sonntages hüten." — Selbst bei Todesfällen war aller heidnische Brauch hingefallen. Einen in Nonanetum verstorbenen Häuptling konnte Eliot am 7. October 1647 in feierlicher Ordnung, ohne alles heidnische lärmende Ceremoniell bestatten.

Eliot war noch immer auch der Pastor seiner Gemeinde zu Roxbury. Seine Gemeinde gestattete ihm aber gern, sich der Mission unter den Indianern zu widmen. Nonanetum und Concord sollten aber auch sein Missionsgebiet nicht abschließen. Der thätige Missionar durchstreifte nach allen Richtungen hin den Urwald, um allenthalben, wo er nur Indianer träfe,

ihnen das Evangelium zu predigen. Bis nach Cap Cod führte ihn sein Weg. Weder Mühe noch Gefahr scheute er, kein Schnee war ihm zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu stark. Tage, Wochenlang wanderte er oft in durchnäßten Kleidern, die Indianer zu suchen. In wie mancher Nacht war die feuchte Erde sein Bette, ein Stein sein Kopfkissen, der Wipfel der Bäume sein Obdach. An einen Freund schrieb er: „Ich bin nun von Dienstag bis Samstag nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen. Wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich die Stiefel ab, ringe die Strümpfe aus und dann wieder an mit ihnen. Aber Gott ist bei mir! Ich jauchze auch dann, wenn viele ermüdende Tage und Nächte dahin gerollt sind in Gefahren unter den Heiden, in Gefahren in der Wildniß. Oft, wenn ich Flüße durchwatete, brach die Fluth plötzlich herein, aber dann gedachte ich der köstlichen Verheißung: So du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein. Ich rief zu mir: Leide dich als ein guter Streiter Christi. Das giebt Kraft, Alles zu tragen."

Schmerzlich war es für Eliot, auch Indianer zu treffen, die durchaus nichts von seiner Freudenbotschaft hören und wissen wollten. Etliche Häuptlinge standen ihm sogar nach dem Leben. Einer der wüthendsten war Kutschamoquin. Der hörte einmal einer Predigt Eliots zu, wurde aber dabei so wüthend, daß alle umstehenden Indianer erblaßten aus Furcht um den guten weißen Mann. Eliot aber, wohl merkend die Gefahr, in der er stand, verzagte nicht. Muthig rief er dem Wilden zu: „Weder dich, noch alle Häuptlinge des Landes fürchte ich. Bei mir steht Einer, der ist mächtiger als ihr Alle." Das Wort hatte getroffen. Kutschamoquin war besiegt. Ja er ließ sich und seinen Stamm nun gern unterrichten und

nicht lange darauf legte er selbst dieses Bekenntniß ab: „Ehe ich Gott kannte, dachte ich, ich wäre gut; aber seitdem ich Gott kennen gelernt und was Sünde ist, finde ich mein Herz voll Sünde. O, das macht mir Bekümmerniß!"

An einem der Fälle am Merrimack-Flusse pflegten sich alle Frühjahre viele Indianer zum Fischfang zu versammeln und hielten ein fröhliches Volksfest. Das bot für Eliot eine passende Gelegenheit, recht vielen fremden Indianern das Evangelium predigen zu können. Bei seinem ersten Besuche daselbst wollte ihm schier Niemand Stand halten, sie liefen alle davon, als er zu predigen anfing. Das nächste Mal aber fanden sich willige Hörer. Auch vom Stamm der Sowahagen waren dabei, die 9 bis 10 Stunden weit von den Fällen entfernt wohnten. Die baten Eliot, er möge mit ihnen ziehen und Wohnung bei ihnen nehmen. Im Jahre 1651 machte sich Eliot dann auch wirklich auf, um die Sowahagen aufzusuchen. Und siehe, es gelang ihm, hier eine dritte Indianerstadt zu gründen. Naticke war ihr Name. An beiden Seiten eines Flusses, der durch eine 80 Fuß lange Brücke überbrückt wurde, entstand die neue Stadt, mit einer Art Festung auf einem Hügel, gegen die umwohnenden wilden Indianer-Stämme und mit einer Wohnung für den zeitweiligen Aufenthalt Eliots. —

Hier müssen wir auch erzählen, wie wunderlich sich die Puritaner benahmen, wenn ein Indianer die heilige Taufe verlangte. Während die katholischen Jesuitenmissionare, die im Nordwesten missionirten, jährlich Tausende Indianer tauften, mußten die guten Naticker fast ein ganzes Jahrzehnt warten, ehe man ihnen die Bitte gewährte, getauft zu werden. Sie sollten nach Eliots Meinung sich erst an ein geordnetes Zusammenleben in einem Gemeinwesen gewöhnt haben, ehe sie die heilige Taufe empfangen könnten. Am 13. Oktober 1652

zwar, welchen Tag die Indianer selbst Natutomuhtenikusak nannten, d. h. „unsere Fragen," wurden sie von Eliot und einigen andern herbeigerufenen englischen Geistlichen geprüft, aber, obwohl sie ein ganz schönes Bekenntniß ihres Glaubens ablegten, die heilige Taufe wurde ihnen doch noch verweigert! Erst zwei Jahre hernach wurden in Natick die ersten Indianer getauft und 1660 erst eine wirkliche Kirchengemeinde nach Eliots und der Puritaner Begriffen gegründet.

Eliots Erfolge in seiner Missionsthätigkeit hatten ihm nach und nach manches christliche Herz gewonnen, das willig wurde, den treuen Arbeiter in seinem gesegneten Werk mit Gebet und Handreichung zu unterstützen.

Ein reicher Engländer, Peter Boyle, der nach Amerika ausgewandert war und Eliots Werk kennen lernte, ging ihm und seinen gesammelten „betenden Indianern", wie man die christlichen Indianer zu benennen pflegte, mit reichlichen Geldmitteln zur Hand. Auch andere Kolonisten thaten das ihre. Besonders erfreulich aber war der Missionseifer, der durch die Berichte über Eliots Missionswerk in Alt-England angeregt wurde. Im Parlament wurde über die Christianisirung der Indianer verhandelt. Eine Gesellschaft bildete sich, 1649, zur Verbreitung des Christenthums in Neu-England. In allen Kirchen Englands ward eine Collekte zum Besten der Mission erhoben. Christliche Handwerker wurden herüber gesandt, um in den neu angelegten Indianer-Städten und Dörfern sich nützlich zu machen. Kurzum, die geringen Anfänge Eliots hatten sehr bald eine große Bedeutung gewonnen. — Auch andere Missionare traten auf, die im Geiste Eliots zu wirken begannen. Richard Bourne predigte in Neu-Jersey den Indianern und gründete eine Indianerstadt. Johann Cottom, Pastor der englischen Gemeinde zu Neu-

Plymouth, predigte auch in der Sprache der Indianer. Am Cap Cod wirkte der treue Samuel Trent. Von der Familie Mayhew, auf der kleinen Insel Marthas-Vineyard, haben wir schon oben gehört. Vater und Sohn und Enkel und Großenkel dieser Familie haben 159 Jahre lang den Indianern das Evangelium gepredigt. — Natürlich traten auch bald Etliche aus den Indianern selbst ein in die Reihen der Verkündiger des Evangeliums unter ihnen. Nächst Hiakoome, dem einstigen Powpow, Zauberer, der durch Mayhew zum christlichen Glauben gebracht worden war, trat Waubon, der Häuptling zu Nonanetum, predigend auf. Schawan und Anuwakin waren zwei andere Häuptlinge, die bald ihre Häuptlingswürde mit dem Predigtamt vertauschten.

Eliot selbst aber ermüdete in seinem Wirken auch nicht, sondern ließ sich vielmehr durch so viele Gehülfen zu immer größerem Eifer anspornen. Im Jahre 1674 konnte er schon vierzehn Städte und Dörfer zählen, in welchen einst wilde Indianer sich unter seiner Leitung nicht nur in geordnete, gesittete Verhältnisse hineingelebt, sondern die auch wirklich das Christenthum angenommen hatten.

So viel immer er vermochte, predigte er ihnen allen abwechselungsweise, und sorgte auch, daß sie beständig die Predigt des Evangeliums haben möchten. In Natike gründete Eliot eine Schule, in welcher junge Indianer eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung genießen sollten, um später tüchtige Prediger abgeben zu können. Sie sollten Latein, Griechisch und Hebräisch und andere wissenswerthe Dinge lernen. Aber das beständige Schulesitzen bekam den jungen Indianern nicht sonderlich. Es stack der freie Naturmensch noch zu viel in ihrem Blute. Sie fingen an zu kränkeln und siechten hin. Auch

fiel ihnen das Lernen nicht besonders leicht. Diesen Plan also mußte Eliot aufgeben. Auf eine mehr praktische Weise aber sorgte er dennoch für die nöthigen Lehrer und Prediger. Er hielt den geförderten unter den Indianern zeitweilig Vorträge über das zum Wissen Nöthigste, ließ sie sich selbst im Vortrag üben und gewann so manchen wackeren Helfer und treuen Arbeiter für die gesammelten Gemeinden.

Noch ein anderes Zeugniß des regen Fleißes Eliots im Missionswerk ist vorhanden. Im Jahre 1661 ward zu Cambridge, Mass., zum erstenmale in Amerika das Neue Testament und zwei Jahre darauf auch das Alte Testament gedruckt und zwar in indianischer Sprache! Erst 100 Jahre später wurden auch englische Bibeln in Amerika gedruckt. Eliot hatte schon 1651 sich mit dem Gedanken beschäftigt, den Indianern das Wort Gottes in ihre eigene Sprache zu übertragen. Aber seufzend mußte er vor der schwierigen Aufgabe ausrufen: „Ich habe keine Hoffnung, bei meinen Lebzeiten die Bibel in's Indianische übersetzt, geschweige gedruckt zu sehen." Nun, den Druck hatte jene erste Missionsgesellschaft in Alt-England übernommen, er kostete, 1000 Exemplare (— zwanzig Jahre später folgte eine zweite Auflage, 2000 Exemplare —) wohl an die 4000 Dollars! Die Uebersetzung war gänzlich John Eliots Werk, dieses ernsten, glaubensfrohen und glaubensstarken Missionars. Es ist das schönste Denkmal, das der „Apostel der Indianer" sich selbst bei der Nachwelt gesetzt hat. Heute freilich giebts auf der ganzen Erde keinen Menschen mehr, der diese Bibel brauchen könnte, denn das Volk ihrer Sprache ist verschwunden. Eliots Werk aber bleibt! In das Vorwort, in welchem Eliot die Indianer-Bibel seinem König in England widmete, schrieb er die vielsagenden Worte: „Die südlichen Kolonien der spanischen Nation

sandten viel Gold und Silber von diesem amerikanischen Continent nach Haus. Wir bieten Dir diese Frucht unserer Arbeit an."

4. Eliots Lebensabend und Heimgang.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte der unermüdliche Eliot treulich seinen Missionsberuf erfüllt. Er freute sich, daß bald seine Söhne, deren ihm 5, und eine Tochter, beschcert worden waren, ihm zur Seite stehen würden. Ja, daß sie, wie er, Lehrer des Friedens werden möchten, das war immer sein Wünschen und Flehen. Hatte ihn doch der eine Indianer einmal neugierig gefragt, ob seine Söhne es denn auch machen würden wie ihr Vater, die Indianer Gott erkennen zu lehren? Freilich mußte er dem Frager damals antworten: „Dies meinen Söhnen zu geben, stehet bei mir nicht, aber mein Gebet und Flehen zu Gott ist es, daß Er sie tüchtig mache zu solchem Dienste."

Eliot hatte es erleben dürfen, daß sein ältester Sohn zum Pastor an die Gemeinde zu Gilford berufen wurde, daß er ihn auch jeden zweiten Sonntag in Natick vor der Indianer-Gemeinde mit Predigt vertreten konnte, — plötzlich aber nahm ihn der Herr hinweg. Es war ein Trost für den geprüften Vater, daß sein zweiter Sohn seines ersten Nachfolger ward. Bald aber sank auch sein dritter Sohn, der eine besonders gute Begabung empfangen, in's Grab, und der jüngste, Benjamin, der auch schon etliche Male an der Seite des Vaters zu den Indianern geredet hatte, folgte ihm nach. Das waren harte Schläge für Eliot am Abend seines Lebens, als er hoffen durfte, Freude an seinen Kindern haben zu dürfen, und siehe, er mußte einem nach dem andern sein Grab graben. Ge-

Ein Indianer-Häuptling.

fragt, wie er den Tod seiner Kinder ertragen könne? antwortete der fromme Mann ergebungsvoll: „Mein Wunsch ist's gewesen, daß sie Gott auf Erden dienen möchten; wenn Er es aber für besser hält, daß sie Ihm im Himmel dienen, so habe ich nichts dagegen zu sagen, Sein Wille geschehe!" Aber noch größere Trübsale warteten des greisen Missionars.

Im Jahre 1674 entlief aus Pakeunit, einem christlichen Indianerdorf, ein Mann Namens Seusoman. Er kam zum Häuptling Philipp, dem Sohne Massasoits, dem letzten Rest des vernichteten Pequod-Stammes. Philipp hatte es nicht vergessen, was die englischen Kolonisten seinem Stamme vor 40 Jahren angethan hatten. Längst schon hatte er Rache gebrütet. Seusoman kommt ihm gerade recht. Er macht ihn zu seinem Vertrauten, denn er kann ihm im geplanten Kampf gegen die Kolonisten sehr nützlich werden. Doch Seusoman schlägt das Herz, sobald er Philipps Anschläge durchschaut. Wiederum verläßt er unbemerkt den blutdürstenden Häuptling der Pequoden, eilt zu den Engländern und verräth dessen Pläne. Zwei Häscher Philipps werden sein habhaft und lohnen seine Verrätherei mit dem Tode. Die Mörder selbst aber werden wiederum von den Kolonisten ergriffen und — hingerichtet! Jetzt ist der Krieg unvermeidlich. Philipp erläßt durch den Urwald ein Aufgebot an alle Indianer. Auch die sonst immer so friedlichen Narraganset schließen sich ihm an. Tod und Verderben ist über die Kolonisten beschlossen. Eliot sieht mit schwerem Herzen den Dingen entgegen. Am meisten Sorge bereiten ihm seine 14 „betenden" Indianer Gemeinden. Was werden sie thun? Wie werden sie behandelt werden von Philipp? wie von den Engländern? Diese Fragen bewegten den besorgten Greis gar sehr. Er wagte den letzten Versuch. Der Knabe Philipp

hatte ja schon gerne auf seine Worte gelauscht, warum sollte nicht jetzt auch der Häuptling Philipp ihm ein offenes Ohr leihen? Eliot, der siebenzigjährige Greis, ergreift den Friedensstab und wandert zum kriegsgerüsteten Häuptling Philipp. Doch Philipp ist unerbittlich. Gedrängt nur gesteht er dem einst geschätzten Weißen zu, die christlichen Indianer-Niederlassungen schonen zu wollen. Eliot war froh, doch wenigstens so viel erreicht zu haben. Er ermahnte seine Indianer nun vertrauensvoll zur Neutralität; weder mit Philipp, noch mit den Engländern sollten sie's halten. Wie verhängnißvoll sollte ihm und seinen Schützlingen dieser Rath werden!

Philipp hielt sich an sein Versprechen nicht gebunden, richtete vielmehr grade gegen Pakeunit und Natik seinen ersten Stoß. Die Kolonisten aber beurtheilten das Verfahren Eliots als Verrath. So kam es, daß Eliots gesammelte „betenden" Gemeinden von beiden Seiten bedrängt wurden und Unsägliches zu leiden hatten. Am Ende des Krieges, der für die Kolonisten siegreich verlief und für die Indianer grade so nachtheilig war, wie der erste Pequod-Krieg, auch Philipp büßte sein Leben ein; — am Ende des Krieges lagen 10 der 14 zuvor blühenden Indianer-Gemeinden in Trümmern. Viele waren umgekommen, Viele zerstreut, Etliche auch wieder in's Heidenthum zurückgefallen Die ihrem Glauben treu Gebliebenen mußten klagen, wie Einer, der sein Herz vor Eliot ausschüttete: „O ich bin sehr unglücklich nach jeder Seite. Die Engländer haben Korn, Vieh, Pflüge und allerlei Waaren mitgenommen und die feindlichen Indianer haben auch ihr Theil; die Gottlosen aber verspotten mich und sagen: Was ist nun aus Deinem Beten geworden? Und die Engländer sagen, ich sei ein Heuchler. Ich habe nicht, wohin ich schauen soll in dieser Noth, als zu Gott im Himmel, daß er

mir helfe. Auch mein Weib und Kind sind vor den Drohungen der Engländer davon gelaufen und mögen nun im Walde vor Hunger verschmachten. Alles trägt dazu bei, meinen Kummer zu mehren. Aber dennoch will ich zu Gott in Christo Jesu aufschauen, bei welchem allein meine Hülfe ist." Das war das Loos der armen christlichen Indianer zur Zeit dieser Feuerprobe! Und Eliot, der siebenzigjährige Greis nun, der eigentlich ausruhen sollte, denn er hatte schon des Tages Last und Hitze getragen wie Keiner? — Nein, von Ruhe wollte, konnte er jetzt nichts hören. Wie ein Jüngling machte er sich auf, das Zerstreute zusammen zu bringen, das Verlorne, wo möglich, zu retten. Er wird nicht müde, keine Wildniß hält ihn auf, kein Wetter hindert, kein Feind schreckt ihn; und wenn der Verleumder Zunge auch sticht, wenn sie ihn als Verräther, als Feind der Weißen brandmarken wollen, so weiß er und tröstet er sich damit: Gott kennt das Herz. Er, der treue Gott, war es ja auch, der den so schwer geprüften Christen vom rothen Stamme diesen ihren Vater noch erhalten hatte. Und siehe, Eliot gelang es, die Trümmerhaufen wegzuräumen und neue, noch lieblichere Städte und Dörfer zu bauen, als vorher dagewesen. In die Lücken der Vertriebenen, Entlaufenen, Umgekommenen traten nach und nach neue Ankömmlinge von allen Seiten. Eliot war noch der Hort wie der Stolz der Indianer, ja jetzt, da schier kein Weißer mehr nach ihnen fragen wollte, war er es erst recht. Und es war, als ob des Greises Worte viel gewaltiger die Herzen packeten, als einst die Predigt des jungen kräftigen Mannes. Er selbst kann aus dieser Zeit an einen Freund schreiben: „Das Werk des Herrn scheint von Neuem wieder aufzuleben. Viele Gemeinden der Bekenner Christi sind in Bewegung zu einer Kirche sich zu vereinigen, wo sie den

Sonntag feiern. Außerdem versammeln wir und suchen alle diejenigen auf, welche geneigt sind, Jesum zu bekennen und ihre Seligkeit durch ihn zu suchen. Was andere Dinge betrifft, unsere erlittenen Verluste, und was uns sonst widerfahren, übergehe ich mit Stillschweigen. Mein Gebet zu Gott ist Jes. 1, 25. 26: so thue, o Herr!" — In kurzer Zeit erstanden 7 neue Indianerstädte aus den Trümmern der durch den Krieg verwüsteten, und Gottes Wort war ein heller Schein in ihnen.

Aber Eliot wurde alle Tage älter und — schwächer. Er konnte nur noch alle zwei Monate einmal, anstatt wie bisher alle 14 Tage, seine Indianer aufsuchen. Seine Gemeinde Roxbury, die so lange treu an ihm gehalten, entließ ihn jetzt auf seinen Wunsch aus seinem Dienst und berief eine jüngere Kraft. Sein Gehalt aber sollte er fortbeziehen bis an sein Ende 82 Jahre alt, mußte Eliot noch einmal an ein geöffnetes Grab treten. Diesmal war es sein theures Weib, das er hineinsenken sollte. Ueber 50 Jahre hatte er mit ihr zusammen gelebt, geglaubt und gearbeitet. Weinend stand er am Grabe und sagte: „Da liegt mein theures, erfahrenes, glückliches Weib; sie kann nicht zu mir heimkehren, aber ich werde zu ihr gehen, ja, das werde ich. Amen." Jetzt war auch Eliots Blick beständig auf's Heimgehen gerichtet. Seinem Freund Boyle schrieb er: „Ich bin auf dem Heimwege." Und zu einem Andern sagte er: „Ich werde nun bald in den Himmel kommen und viele Neuigkeiten dorthin mitbringen. Ich werde den alten Begründern Neu-Englands gute Nachricht bringen und ihnen erzählen, daß jetzt bei uns das Werk der Kirchengründung eifrig betrieben wird, und daß die Zahl der Kirchen immerfort wächst, indem täglich welche hinzukommen, die selig werden wollen."

Ein gewesener Indianer-Häuptling als Missionar.

Immer noch unternahm Eliot vereinzelte Ausflüge zu seinen Indianern. Und wie selig fühlte er, mit ihnen wiederum in hundert Fragen und Antworten sich vom Weg zur Seligkeit unterhalten zu können. Wie gern lehnte er wieder noch einmal an jene alten Bäume, unter welchen er vor fast 50 Jahren zum erstenmal von dem Heil in Christo gesprochen, oder wie gerne lauschte er auch einer glaubensvollen Predigt eines Pastors aus den rothen Männern, dem er selbst noch lange als Heide nachgelaufen war, um ihn zu Christo zu bringen. Der Herr hatte dem treuen Knechte beschеert, bei aller Trübsal doch auch manche liebliche Frucht seiner eigenen Aussaat schauen zu dürfen. Aber Eliot konnte, so lange noch ein Athemzug in ihm war, nicht Feierabend machen. Als es nun gar nicht mehr gehen wollte, Reisen zu machen, da sah der treue Knecht seines Herrn schon wieder ein neues Feld der Wirksamkeit ihm winken.

Schon zu Eliots Zeiten war die Sklaverei in Amerika Brauch. Auch die englischen Kolonisten kauften Neger und hielten sich Sklaven. Mancher mag diese armen schwarzen Geschöpfe für nichts mehr als für Thiere gehalten haben. Aber Eliot erkannte auch im Neger, dem Sklaven seines Nachbars, einen Mitbruder, der eine unsterbliche Seele in sich trüge und für den Christus Jesus sein theures Blut vergossen. Er hatte auch bald die Sklavenhalter in und um Roxbury vermocht, ihm eines Tags in der Woche ihre Sklaven zur Belehrung und Unterricht zuzuschicken. Und als auch das nicht mehr gehen wollte, aus sich mehrender Leibesschwäche, und als der treue Missionar fast nicht mehr von seinem Lager aufstehen konnte, da stand ein erblindeter Negerknabe an seiner Seite, den er sich erbeten und dem er Gottes Wort vorsagte und auslegte, um ihm den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Als

Eliot starb, wußte dieser Negerknabe ganze Kapitel aus der Bibel auswendig, die ihm sein Lehrer eingeprägt hatte.

Mit sehnsüchtigem Verlangen erwartete Eliot die Stunde seiner Heimfahrt. Als eines Tages sein Nachfolger an der Gemeinde zu ihm kam, rief Eliot ihm entgegen: „Mein Bruder, Du bist mir herzlich willkommen, aber ich bitte Dich, gieb Dir keine Müh weiter um mich und thue mir die Liebe, und laß mich scheiden." Nach seinem Befinden befragt, antwortete er: „Ach, ich habe Alles verloren, — die Gedanken verlassen mich, mein Gedächtniß wird mir untreu, die Sprache fehlt mir, doch, Gott sei Dank! meine Liebe hält immer noch aus, und ich bemerke, daß sie statt abzunehmen, immer mehr zunimmt." Als das Gespräch auf die Indianer kam, sagte er prophetisch: „Eine Wolke, eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den armen Indianern. Der Herr möge das Werk von Neuem beleben und segnen und verleihen, daß es fortlebe, wenn ich todt bin." — Weiter sprach der müde Knecht: „Der Tod soll mir sein wie ein Schlaf einem Müden. Der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O komm in Deiner Herrlichkeit! Lange habe ich auf Dich gewartet. Willkommen, Herr, willkommen!" — Dies waren die letzten Worte Eliots.

Seine Seele war heimgegangen — 1690 —. Ganz Neu-England betrauerte ihn. Ihm gilt jenes Segenswort unsers treuen Herrn und Meisters:

„Ei Du frommer und getreuer Knecht, Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude!" Matth. 25.

David Brainerd.

Schier sechzig Jahr lang hatte John Eliot der Mission unter den Indianern gedient; 15 Jahre währete die Zeit seines Sprachstudiums und 44 Jahre sein Missionswerk. Der Mann, dessen Lebensgang wir jetzt verfolgen wollen, David Brainerd, hatte nur wenige, nur vier Jahre Zeit, dem rothen Manne das Evangelium zu predigen. Doch auch Brainerds Wirksamkeit verdient, dem Andenken bewahrt zu bleiben. Wie Eliot, der Pastor von Roxbury, während der 15 Jahre des Erlernens der Indianer-Sprache sich gleichsam selbst zum Missionsdienst zubereitete, ward Brainerd von dem Herrn von Jugend auf in seine Vorbereitungsschule genommen.

1. Die Vorschule.

David Brainerd ward am 20. April 1718 zu Haddam, im Staate Connecticut, geboren. Sein Vater war königlich britischer Rath der Colonien. Seine Großväter, sowohl von Vaters als von Mutter Seiten her, waren Prediger gewesen und auch einstmals um ihres Glaubens willen aus Alt-England nach Neu-England eingewandert. David war 9 Jahre alt, als ihm sein Vater starb und 14 Jahre, als auch seine Mutter, durch eine Pest hinweggerafft, zu Grabe getragen wurde. Es ist begreiflich, daß diese Trübsale schwer auf dem jungen Gemüth des verwaisten Knaben lasteten. Tiefsinnigkeit, Schwermüthigkeit umlagerte sein Sinnen und Denken.

Namentlich hatte die grausige Pest auch in ihm Gedanken des Todes wach gerufen. Darum beschäftigte er sich auch gerne mit geistlichen Dingen. Das Lesen christlicher Bücher war ihm die liebste Beschäftigung. Brainerd war aber auch ein Kind der Puritaner. Wenn diese auch um ihres Glaubens willen viel verlassen und viel erduldet hatten, so war ihr Christenthum doch zumeist ein recht schwärmerisches. Sie lebten mehr im Gesetz des Alten Bundes, als im Evangelium des Neuen Bundes. Und dieses Gesetzes-Christenthum, dem der süße Trost des Evangeliums ermangelt, machte auch gar bald unserm David viele Noth. Er strebte darnach, ein frommer Christ zu werden und konnte doch an seiner Frömmigkeit wenig Gefallen finden. In der Kirche hörte er unablässig seine „Bekehrung" erfordern, und doch wußte er nicht, wie sie anfangen, oder ob ihr schon Genüge geschehen. Er mied jegliches Vergnügen mit seines Gleichen und doch strafte ihn immer sein gesetzlich Gewissen. Der arme Junge mußte so recht von Klein auf inne werden, wie trostlos, wie friedeleer eigentlich das schwärmerische Christenthum aller Secten ist. Sie wirken aufs Gefühl, sie erziehen Enthusiasten, aber wahren, bleibenden Seelenfrieden bieten sie nicht. Sie treiben den Buchstaben des Gesetzes und ängsten das Gewissen mit den Schrecknißen der Hölle, sie nähren Selbstgerechtigkeit und leiten zu geistlichem Hochmuth, verkümmern aber dabei das Wort der Verheißung und Gnade, in welchem der Glaube Grund und seligen Trost findet. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" Dies Gottes Wort, das Luther einst in der Bibel las, brachte ihm Frieden. Brainerd rang Jahre lang, ehe er durch sein Gefühls- und Gesetzes-Christenthum den Trost schimmern sah, der in dem Worte der Verheißung und in der Gnade Gottes ruht.

Neunzehn Jahre alt, verließ David Brainerd Haddam, ging aufs Land, um Farmer zu werden. Aber auch der Landbau brachte ihm nicht, was er suchte, nämlich Seelenfrieden. Von Jugend auf zart und schwächlich, fand er auch, daß Farmerei wohl nicht sein Lebensberuf sein und bleiben könne. Er entschloß sich daher, seinen Großvätern nach, Prediger zu werden. An dem Pfarrer Fiske in Haddam fand er einen lieben Freund, der ihn in sein Haus aufnahm, um ihm Anleitung zum Studium der Theologie zu geben. Nun war David in seinem Element. Das Bücherlesen hatte ihm ja ohne dies schon immer zugesagt. Er las so eifrig in der Bibel, daß er sie zweimal des Jahres durchlas. Fiske's Rath, sich immer lieber zu Aelteren, Verständigern zu halten, von denen er lernen könne, befolgte David gern und mied allen und jeden Umgang mit solchen, die ihm in der Förderung seiner Kenntnisse oder seines Christenthums nicht dienlich sein konnten. Ein gutes Exempel für alle jungen Leute! — Brainerd ließ sich im Fiske'schen Hause aber auch seine „Bekehrung" wieder recht angelegen sein und wollte sie gleichsam mit Gewalt herbeischaffen. Er legte sich aufs Fasten und Beten, Entsagungen und Kasteiungen, wie es nur immer die devotesten Mönche in den Klöstern getrieben haben mögen. Ganze Tage setzte er als Fasttage an und hielt sie auch. Stundenlang lag er auf seinen Knieen und betete. Er betete, daß ihm der Schweiß vom Leibe troff, aber — die Bekehrung wollte nicht kommen.

Schon während des ersten Jahres starb Davids väterlicher Freund Fiske. Brainerd's Bruder, Nehemia, der auch Prediger war, nahm ihn zu sich, bis er in ein Collegium oder Seminar eintreten konnte. Hier, im Hause seines Bruders, war es, wo ein Lichtstrahl der Gnade Gottes das von Schwärmerei verdunkelte Herz Brainerds, wenn auch nur für eine

kleine Weile, durchdringen sollte. Brainerd hatte nach und nach aus der Schrift erkennen gelernt, daß allein der Glaube Seligkeit bringe, dem Gesetze aber es unmöglich sei, Frieden zu bringen. Aber begreifen konnte er das nicht, zumal er sich doch immer sagte, wie vorsichtig er alle Forderungen des Gesetzes zu erfüllen gesucht. Auch konnte er gar nicht fassen, was denn es heiße, an Christum glauben, anders als die Geschichte von ihm anzunehmen, was er doch immer gethan. Auch wußte er nicht, was er mit der Gnadenwahl Gottes anfangen solle, ob er zum ewigen Leben erwählt oder nicht erwählt sei. Täglich trug er sich mit Gedanken über diese drei Dinge. Er stand Morgens mit ihnen auf und legte sich Abends mit ihnen nieder. Er hatte sich ein nahes Wäldchen aufgesucht, wohin er täglich wandelte und Stundenlang daselbst in stiller Einsamkeit zubrachte. Hier rang seine Vernunft um den Glauben und sträubte sich seine eigene Gerechtigkeit gegen die freie Gnade Gottes. Doch der heilige Geist, der das gute Werk in uns anfängt, vollführt es auch, wer ihm nur Stand hält und nicht davon läuft. Brainerd hielt Stand. Und so geschah es, an einem Sonntag Abend, als er wieder in Waldesstille lange gerungen hatte, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiel. In dem Verdienste Christi und in der unergründlichen Gnade Gottes erkannte er seine ewige Erwählung. Christi Gerechtigkeit ward seine Gerechtigkeit, durch den Glauben. „Ich wunderte mich, schreibt er, daß nicht die ganze Welt dies sieht und eingehet den Weg zur Seligkeit durch Christi Gerechtigkeit allein."

Brainerd hielt sich nun für bekehrt. Sein Herz jauchzte im seligen Frieden des Glaubens an die Erlösung in Christo. Damit war aber noch nicht alle Gefahr seines schwärmerischen Christenthums überwunden. Im Gegentheil; erst jetzt sollte

offenbar werden, welche gefährliche Klippen für ihn noch zu umschiffen waren.

Im September 1739 bezog Brainerd, 22 Jahre alt, das Yale-Collegium zu New Haven, Conn. Er hatte nur eine Sorge, daß er hier nicht, inmitten so vieler, nach seiner Meinung, meist weltlich gesinnter „unbekehrter" junger Leute seine Frömmigkeit einbüßen möchte. Und in der That, das Studium im College erweiterte auch alsbald seinen Gesichtskreis. Es ward in ihm der Wunsch rege, ein recht tüchtiger Gottesgelehrter zu werden. Ehrgeiz also nistete sich unerwartet und unbemerkt in Brainerds Herzen ein und gesellte sich zu dem schon vorher angesetzten geistlichen Hochmuth. Diese beiden Feinde sollten ihm gefährlich werden und mußten besiegt sein, wenn anders Brainerd ein brauchbares Werkzeug in Gottes Hand werden wollte. Doch Gott weiß seine Kinder wunderbar zu führen und alle Schlacken wohl auszumerzen.

Noch war Brainerd kein halbes Jahr auf dem College und er mußte es wieder verlassen — todt krank! Ja es stellten sich schon die bedenklichen Vorboten jenes schleichenden Uebels ein, das hernach seinem späteren Wirken ein so zeitiges Ziel steckte. Blutauswerfen, das Zeichen von ansetzender Schwindsucht, zeigte sich. Brainerds Lehrer riethen ihm, das Studium aufzugeben. Welch ein Schlag für den jungen hochstrebenden, wissensdurstigen Mann! Aber diese Trübsal diente ihm dazu, sich das Verdienst Christi und die erbarmende Gnade Gottes als einigen Trost und Hoffnung wieder in Erinnerung zu bringen. Ja er konnte sich so recht herzlich darnach sehnen, heim zu gehen, um bei Christo zu sein. Es wäre ihm größere Freude gewesen, hätte er, statt wieder nach Yale-College zu gehen, in den Himmel eingehen dürfen. Doch Gott hatte es einstweilen anders beschlossen. Im Spätherbst 1740 finden wir Brainerd

wieder in New Haven lustig weiter studiren. Der Ehrgeiz war gedämpft. Die bleibende Schwäche erinnerte ihn beständig an die Hinfälligkeit seines Leibes. Aber um so bemerklicher machte sich jetzt der andere Feind — der geistliche Hochmuth.

Brainerd wußte es jetzt, daß, wen Gott lieb hat, den züchtigt er. So meinte er auch, müße er doch Gott recht wohlgefällig sein. Er dachte auch, seine Erkenntniß von Sünde und Gnade, von Buße und Glaube sei eine ganz außergewöhnliche. Eine Erweckung unter den Studenten im College gab ihm willkommene Gelegenheit, diese seine Erkenntniß recht fleißig an den Mann zu bringen, d. h. unter seinen Genossen recht oft von Sünde und Buße und Bekehrung zu reden. Ja, er ging weiter. In echt schwärmerischer Weise erlaubte er sich, nach ihm mißliebigen oder unverständlichen Aeußerungen schließend, diesem und jenem den Glauben oder die Bekehrung abzusprechen. So urtheilte er eines Tages über einen seiner Lehrer: Der habe nicht mehr Gnade empfangen als sein Stuhl! Dies Wort sollte jedoch für Brainerd verhängnißvoll werden.

Es kam vor den Rector des College, wie Brainerd sich wegwerfend über das Christenthum seiner Lehrer äußere, was er insbesondere betreffs des einen gesagt. Brainerd sollte öffentlich Abbitte thun. Er glaubte aber nach seiner Erkenntniß recht geredet zu haben und hielt es für eine Sünde, dafür Abbitte zu leisten. Er achtete es vielmehr als eine Ehre, daß er dieserhalb vom College ausgeschlossen wurde. Später freilich erkannte Brainerd, daß sein Reden und Handeln nicht dem Geiste Christi entsprochen und hat die verdiente Demüthigung in recht christlicher Weise getragen. Ein Jahr darauf schrieb er an den Rector von Yale College: „Ich bekenne in Demuth, daß ich

gegen Gott gesündigt und wider die Ordnungen des göttlichen Wortes gehandelt und meine Vorgesetzten beleidigt habe. Mein Benehmen geziemte sich nicht für einen Christen und ich habe oft mit Betrübniß daran gedacht. Ich bitte demüthig die Lehrer der Anstalt, insbesondere den Beleidigten, um Vergebung." Dies Bekenntniß blieb jedoch unbeachtet. Aber Brainerd schrieb dazu in sein Tagebuch folgende schönen Worte: „Gott hat mich in den Stand gesetzt, daß ich, wenn Jemand mir hundertmal Unrecht gethan, und ich ihn, obgleich so vielfach dazu aufgereizt, nur ein einzigmal beleidigt hätte, doch mich geneigt und von Herzen willig fühlen würde, ihm demüthig mein Vergehen zu bekennen und auf meinen Knien ihn um Verzeihung zu bitten."

Durch den Ausschluß von Yale College galt Brainerd gleichsam als ein Geächteter, wenigstens unter den Gebildeten. Um so mehr trieb dies den so gedemüthigten und gestraften Jüngling in's Gebet. Nur in Gottes Gnade sahe er noch einen Hoffnungsstrahl, daß er doch wohl noch in Seinem Dienste Wirksamkeit finden möge. Und siehe, weil Brainerd so gedemüthigt war, nahm der Herr sich seiner an. Er erweckte ihm Freunde, die ihm behilflich waren, seine Studien auch außerhalb des Collegiums fortzusetzen. Der Prediger Mills, zu Ripton, nahm ihn in sein Haus. Andere benachbarte Prediger gaben ihm nöthige Unterweisungen, bis er am 29. Juli 1742, 24 Jahre alt, ein Examen bestehen konnte, durch welches er, nach damaligem Brauch, sich das Recht zum Predigen erwarb. Darob pries Brainerd die ihm gewordene Gnade Gottes hoch und wollte sein Lebtage nur Gott und seinem Heilande dienen. Noch aber hatte er keinen ordentlichen Beruf an eine Gemeinde. Er reiste von Ort zu Ort, besuchte die Prediger und vertrat diese,

oder predigte auch unter den Zerstreutwohnenden, die nur selten, oder auch nie eine christliche Predigt zu hören bekamen. Dabei trug sichs zu, daß hie und da auch Indianer seine Zuhörer waren, welches auf ihn einen ganz besonderen Eindruck machte, und ihn drängete, nun auch in seinen fleißigen Gebeten recht brünstig der Bekehrung der Indianer zu gedenken. Brainerds Predigtweise war vom Schwärmerischen nicht ganz frei. Sie erging sich stark in methodistischem Bekehrungseifer. Dieser Art Predigt ist es eigen, daß sie das Gesetz auf Kosten des Evangeliums treibt. Er fuhr in seinen Predigten daher wie ein brausender Sturm, der Alles vor sich niederreißt. Dadurch wurden manche Herzen zur Buße getrieben, manche aber auch zur Erbitterung. So geschah es, als Brainerd einmal in New-Haven gepredigt hatte, daß Etliche seiner Zuhörer sich verbanden, ihn ob seiner Predigt zu züchtigen. Der junge Prediger schätzte sich darob zwar glücklich, so der Welt Freundschaft gänzlich ledig zu werden, aber er mußte es doch für eine zeitlang unterlassen, wieder öffentlich aufzutreten.

Indeß, für Brainerd war ja überhaupt ein ander Arbeitsfeld bestimmt. Im November 1742, als er wieder in New-Haven weilt, empfängt er einen Brief aus New-York, von einem Herrn Pemberton, der ihn einlädt, so schnell als möglich dahin zu kommen, um mit ihm das Missionwerk unter den Indianern zu besprechen. Brainerd, zwar höchlich verwundert, folgt augenblicklich und trifft schon am 4. Tage bei Pemberton in New-York ein.

Pemberton war der amerikanische Agent einer schottischen Missionsgesellschaft. In ihrem Dienste stand der treue Azariah Horton, der unter den zerstreut wohnenden Indianern auf Long Island das Evangelium predigte.

Innerhalb anderthalb Jahren hatte er 35 Erwachsene und 44 Kinder getauft. Horton wollte Hilfe haben. Da gab die Gesellschaft in Schottland Auftrag, sich nach einem passenden Manne umzusehen. Pemberton fand ihn in Brainerd. Brainerd ward examinirt und zum Missionsdienst berufen. Er selbst aber schreibt darüber: „Mir ward jetzt meine große Unwissenheit und Untauglichkeit zum Predigtamte recht bewußt. Ich hatte die niederschlagendsten Gedanken von mir und erschien mir als die aller elendste Kreatur, die je lebte. Es verwundete und peinigte mein Herz, daß mir Jedermann Achtung erzeigen sollte. Ach, dachte ich, wie traurig sind sie betrogen mit mir, wie erbärmlich würden sie sich getäuscht sehen, wenn sie wüßten was in mir ist. Ich war genöthigt vor ihnen zu predigen. Meine Seele bedauerte sie, daß sie mir zuhören sollten. Ich wünschte nur, Gott möge sie mit den Segnungen seiner Gnade belohnen." Nun, solch demüthiger Sinn kennzeichnet einen rechten Missionar. Wir wollen sehen, ob Pemberton und seine Freunde den rechten Mann getroffen, oder nicht.

Zunächst ward beschlossen, Brainerd noch Zeit zu geben bis zum nächsten Frühjahr. Das bot dem neu erwählten Missionar Gelegenheit, von seinen Freunden hin und her Abschied zu nehmen und — seine irdischen Verhältnisse zu ordnen. Brainerd hatte nämlich von seinem Vater ein kleines Besitzthum geerbt, welches ihm bisher zu seinem Lebensunterhalt sehr nützlich gewesen. Jetzt sollte er in den Missionsdienst treten, oder wie er es richtig ansah, in den Dienst des Herrn seines Gottes und Heilandes. Der mag denn auch für mich jetzt sorgen, dachte er, und gab sein Hab und Gut einem armen Jüngling, dem es grade für 3 Jahre Unterhalt bot, in welchen er seine Studien in Yale College für's Predigt-

amt vollenden konnte. Wiederum ein schöner Zug eines angehenden Missionars, und überhaupt für alle, die im Dienste Christi stehen, oder stehen wollen!

Im Winter 1743 besuchte Brainerd das Missionsfeld Hortons und predigte auf Long Island hin und her unter den Indianern. Sein Arbeitsfeld indeß sollten die Delawaren sein. Weil dieselben sich aber grade auf dem Kriegspfade befanden, empfing Brainerd Weisung, einstweilen unter den Stockbridge zu Kaunaumeek, bei Albany, anzufangen.

2. Probe- und Geduld-Jahre.

„Es unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein," sagt der Heilige Geist, Jak. 3, 1. Auch eignet sich nicht Jedermann zum Missionsdienst. Nirgend aber ist das Missions-Werk schwieriger, als unter den Indianern. Welche Schwierigkeit allein die Erlernung ihrer Sprache bietet, haben wir bei Eliot gesehen. Brainerd kannte der Indianer Sprache noch nicht, da er als Missionar unter sie ging. Er mußte durch einen Dolmetscher zu ihnen reden. Waumaumpequunnaunt hieß der Mann, der so viel Englisch verstand, daß er das, was Brainerd sagte, seinen Stammesgenossen in ihrer Sprache verständlich machen konnte. Aber wäre dieser Dolmetscher nur ein Christ gewesen! Noch war er ein Heide und hatte heidnische Anschauungen. Wohl hatte er bei Missionar Sergeant in Stockbridge schon christlichen Unterricht genoßen, war aber Heide geblieben. Es ist begreiflich, daß solche Art zu predigen keine leichte war.

Auch sind die Indianer ein sehr unstetes Volk. Heute sind sie hier und morgen dort. Selten wohnen sie in Dörfern

bleibend beisammen. Der Indianer betrachtet das ganze Land als seine Wohnung. Er lacht den weißen Mann aus, daß der sich an die Scholle Land gebannet glaubt, die er nun zufällig bewohnt. Die Jagd ist des Indianers Lebensberuf; der Wald, wo das Wild ist, ist sein Ackerfeld; dem Wilde nach, zieht er von Ort zu Ort. Nur hie und da fand sich eine kleine dorfartige Ansiedlung. Eine solche war Kaunaumeeck, etwa 20 Meilen östlich von Albany, in einsamer, rauher, waldiger Gegend. Hier sollte Brainerd zeigen, ob er tauglich sei, ein Missionar unter den Indianern zu sein.

Zuerst besuchte Brainerd den Miss. Sergeant in Stockbridge, um von ihm einige Winke zu bekommen. Sergeant gab ihm denn auch seinen Dolmetscher mit. Am 1. April 1743 langte Brainerd in Kaunaumeek an. Die Indianer nahmen ihn gerne auf und zeigten Willigkeit, sich von ihm unterrichten zu lassen. Sie gehörten zu demselben Stamme, unter welchem Miss. Sergeant schon längere Zeit wirkte, waren also mit dem Evangelio nicht gänzlich unbekannt. Zudem war auch Wauwaumpequunnaunt, der Dolmetscher, ihr Stammes-Genosse.

Seine Wohnung nahm Brainerd Anfangs bei einem Schottländer, der einzigen weißen Familie in der Nähe Kaunaumeeks. Brainerd schildert seine ersten Erlebnisse in einem Briefe an seinen Bruder Johannes also: „Ich lebe in der traurigsten Gegend. Ich speise bei einem Schottländer, dessen Frau kaum etwas Englisch versteht. Meine Kost besteht zumeist in schnell zube eitetem Mehlkloß, gekochtem Korne, in der Asche gebackenem Brode, bisweilen auch etwas Fleisch und Butter. Mein Lager ist ein Bündel Stroh, welches auf etliche Bretter gelegt ist. Das Haus ist eine Blockhütte. Meine Arbeit ist hart und schwer. Täglich wandere ich eine

Stunde zu Fuß und wieder zurück, denn soweit wohne ich von den Indianern entfernt. Ueber den Erfolg meiner Arbeit kann ich noch nicht viel sagen. Die Indianer scheinen im Allgemeinen freundlich gegen mich. Sie sind meist sehr aufmerksam und scheinen den Unterricht gern zu haben."

Brainerd hatte sich einen bestimmten Plan ausgedacht, nach welchem er unter den Indianer wirken wollte. Das Einfachste und Faßlichste der christlichen Lehre sollten sie hören. Die wichtigsten, nothwendigsten Wahrheiten, die sich unmittelbar auf ihre Bekehrung zu Gott beziehen, wollte er ihnen vorhalten. Zwei Stücke insbesondre gedachte er zu treiben: die Sündhaftigkeit der Menschen, nach welcher sie verloren gehen müßten, und die Erlösung in Christo Jesu, dem Heilande aller Welt. Er erzählte darum den Heiden solche Geschichten der heiligen Schrift, die der Menschen Verderben kennzeichnen und ihre Unfähigkeit offenbaren, aus eigener Kraft selig zu werden. Dann erzählte er ihnen von Jesu und seinem Heilandswerke, seinem Tod und Auferstehen und der Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt. Er gab ihnen als Kindern die Milch des Evangeliums.

Freilich fand Brainerd auch sehr bald aus, wollte er mit Erfolg wirken, so müßte er beständig mitten unter den Indianern sein. Er müßte die Minuten erpassen, wenn er mit ihnen verkehren könnte und ihnen das Lebensbrod anbieten, wenn immer er ihrer habhaft werde. Oft waren sie dann am zugänglichsten, wenn sie spät Abends von der Jagd zurückgekehrt, in ihren Hütten beim Feuer lagen. Dann konnte Brainerd sich zu ihnen setzen und mit ihnen vom Heilande reden. Kurz, Brainerd mußte sich eine Hütte bauen und nach Naunameek ziehen. Am 30. Juli war sie fertig und Brainerd hielt seinen fröhlichen Einzug. In sein Tagebuch schrieb er:

Büffeljagd der Indianer.

„Gepriesen sei der Herr, der mir jetzt ein Haus gegeben, wo ich ihm dienen kann."

Jetzt hatte Brainerd allabendlich Indianer um sich versammelt. Er eröffnete auch eine Schule, die von Großen und Kleinen besucht wurde. Brainerd war unermüdlich, allen Indianern die ewigen Heilswahrheiten nahe zu bringen. Mit Hilfe seines Dolmetschers übersetzte er auch etliche Psalmen in die Sprache der Indianer, welche dann mit großer Freude von Klein und Groß gesungen wurden. Der Herr legte seinen Segen auf das treue Wirken des jungen Missionars. Brainerd konnte bald an Pemberton nach New-York berichten: „Einige Indianer haben einen schönen Grad der Erkenntniß erlangt. Verschiedene Wahrheiten des Christenthums besprechen sie mit einander, oder befragen mich darum. Was bei allen Schwierigkeiten mich freudig stimmt, ist, daß ich wahrnehme, daß das Wort Gottes sich kräftig erweist an ihren Herzen. Einige kommen aus eigenem Antrieb, um mit mir ihr Seelen-Heil zu besprechen. Andere fragen, was sie thun sollen, um selig zu werden. Ich bin gewiß, daß Gott sein Werk unter diesen Leuten hat."

Auch im äußeren Lebenswandel zeigten die Indianer von Kaunaumeek bald eine Veränderung. Ihre wilden, götzendienerischen Tänze verschwanden. Dagegen feierten sie den Sonntag, indem Jung und Alt, wohlbekleidet, zu Brainerds Predigt kamen.

Wie es Brainerd selbst erging, in seiner Blockhütte, das hat er in seinem Tagebuch verzeichnet. „Ich verbrachte heute, schreibt er am 15. August, die meiste Zeit mit Futtermachen für mein Pferd für den Winter. Ich war sehr schwach und dachte oft, diese gebrechliche Hütte werde gänzlich zerfallen. Ich hatte auch nicht einmal Brod und konnte keins bekommen.

Ich muß 10 bis 15 Meilen gehen, oder schicken, wenn ich Brod haben will. Manchmal, wenn ich etwas viel bekomme, wird es sauer und schimmelig. Dann habe ich wieder zuweilen Tage lang nichts, weil ich keine Gelegenheit bekomme, mir Brod bringen zu lassen, oder mein Pferd im Urwald nicht finde, mir selbst zu holen. In dieser Lage war ich eben jetzt. Ein Rest indianischen Mehls jedoch war willkommen, mir Kuchen zu machen und zu braten. Ich bin mit allem zufrieden und Gott ergeben und lobe Ihn dafür, als lebte ich wie ein König."

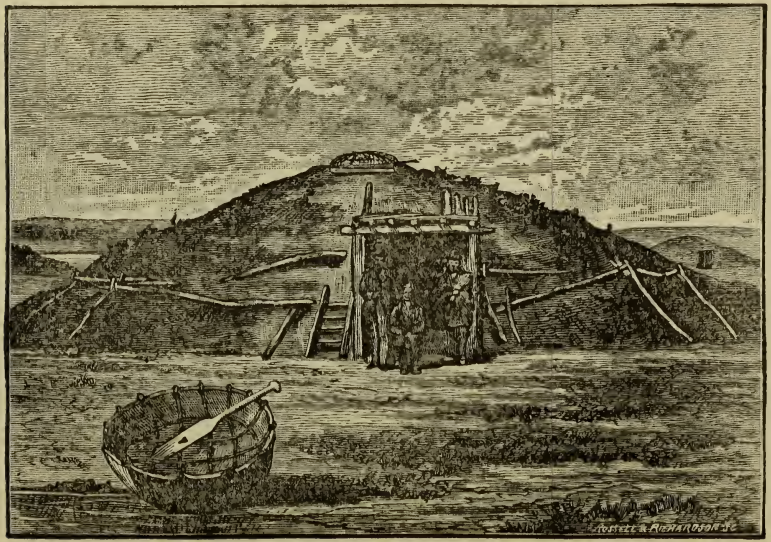
Am 1. Januar 1744 aber lesen wir in Brainerds Tagebuch: „Gott hat im letzten Jahre großmüthig für mich gesorgt, so daß ich in 15 Monaten 185 Pfund (oder $925) zu christlichen Liebeszwecken ausgeben konnte. Gelobet sei der Herr, welcher mich als seinen Haushalter, einen Theil seiner Güter auszutheilen, gebrauchen wollte. Möge ich immer dessen eingedenk sein, daß Alles, was ich habe, von Ihm kommt." Ferner, am 3. Februar: „Es ist mir jetzt mehr als je klar, daß Gott allein der Anfänger und Vollender des Glaubens ist, d. h., daß die Heiligung, und zwar jedes einzelne Stück derselben, jeder gute Gedanke, jedes gute Wort und Werk, die Wirkung seiner Macht und Gnade ist; daß ich ohne Ihn nichts thun kann, daß Er in uns wirket, beides, das Wollen und Vollbringen nach Seinem Wohlgefallen. O, wie wunderlich ist es doch, daß die Leute so viel von der Menschen Macht und Güte reden, da doch, hielte uns Gott nicht jeden Augenblick zurück, wir eingefleischte Teufel würden." — Dieses Selbstzeugniß Brainerd's zeigt, wie der fleißige Missionar nicht nur der Heiden, sondern auch sein selbst fleißig gedachte!

Nur ein Jahr sollte Brainerd in Kaunaumeek sein. Am

11. März 1744 predigte er daselbst zum letzten Male. Seine Gesellschaft wünschte, daß er die zerstreuten Indianer an den Buchten des Delaware aufsuche. Hatte er doch auch zu dem Zwecke schon den ganzen Winter an der Delaware-Sprache gelernt. Das Völklein zu Kaunaumeek freilich wollte seinen Missionar nur gar nicht ziehen lassen. Sie meinten, sie könnten ohne Brainerd's Wort nicht mehr sein, sie möchten sich auf dem Wege zum Himmel wieder verlieren Brainerd sagte ihnen, sie hättens ja gar nicht so weit nach Stockbridge, da würden sie an Missionar Sergeant immer wieder einen recht guten Wegweiser finden. Ja, sagten sie, aber die Indianer am Delaware, die werden dich gar nicht hören wollen! Um so mehr, erklärte Brainerd, wäre es nöthig, ihnen das Evangelium wenigstens doch anzubieten. Etliche befolgten Brainerds Rath und siedelten nach Stockbridge über.

Brainerd reiste zunächst nach Elisabeth, N. J., um mit seinen Vorgesetzten das neue Missionsunternehmen noch weiter zu besprechen. Unterwegs traf ihn die unerwartete Botschaft, die Gemeinde zu East-Hampton, auf Long Island, habe ihn zu ihrem Pfarrer erwählt und berufen. East-Hampton war eine der größten Gemeinden der ganzen Insel. Noch ehe Brainerd eine Entscheidung treffen konnte, erreichte ihn noch ein anderer Beruf. Auch die Gemeinde in Willington, nahe dem Geburtsorte Brainerd's, Haddam, hatte sich ihn zu ihrem Prediger ausersehen. Brainerd aber war von seinem Missionsberufe fest überzeugt. So ehrend beide Pfarr-Berufe für ihn waren, er lehnte sie ab. Am Delaware die Heiden aufzusuchen, das allein bewegte jetzt sein Herz. Ende April war Brainerd auch wieder in Stockbridge. Seine Kaunaumeeker, die er hier zahlreich antraf, empfingen ihn herzlich. Er predigte ihnen einmal, und zog in Gottes Namen weiter.

Hatte Brainerd schon während seines Probe-Jahres zu Kaunaumeek viel reisen müssen,— war er doch einmal nach New-Haven gereist und mußte er doch wöchentlich wenigstens einmal, der Sprache wegen, den 20 Meilen weiten Weg zu Miss. Sergeant machen und wieder zurück, — jetzt aber sollte das Reisen erst recht seinen Anfang nehmen. Von Stockbridge aus gings noch einmal nach Kaunaumeek. Von da gings über den Hudson in immer süd westlicher Richtung, die Delawaren aufzusuchen. Der Weg führte durch ein 100 Meilen weites, unheimliches, waldbedecktes Land. Brainerd, der einsam Reisende, tröstete sich mit den Kindern Gottes, die im Elend gegangen, in Wüsten, in Klüften und Löchern der Erde gewesen (Hebr. 11, 38.) und mit Abraham, der ja auch nicht gewußt, wo er hinkäme. Nach achttägiger Wanderung stieß Brainerd auf das erste Indianerdorf, Minnissinks. Er suchte den Häuptling auf und stellte sich ihm vor als einen Gottes-Boten, der ihm den Christenglauben predigen solle, zu seiner und seines Volkes Seligkeit. Aber der Häuptling lachte laut auf, als er das hörte und drehte dem Missionar den Rücken. Brainerd ließ sich nicht entmuthigen. Er wandte sich an einen Andern und machte ihm dieselbe Mittheilung. Dieser aber sagte ihm: „Wie kommst du dazu, die Indianer zu Christen machen zu wollen? Die Christen sind ja viel schlechter als die Indianer! Sie lügen, betrügen, stehlen und trinken, wie kein Indianer. Sie werden bestraft, aufgehängt und doch bessern sie sich nicht. Noch nie ist ein Indianer wegen Diebstahl bestraft worden. Nein, es ist ausgemacht, die Christen sind schlimmer als die Indianer! Wir wollen leben wie unsere Väter und hingehen, wo sie hingegangen sind." Vergebens bemühte sich Brainerd, dem Indianer begreiflich zu machen, daß jene Christen, von denen er rede,



Eine Indianer-Hütte.

nur Namenchristen seien und der Seligkeit um Nichts näher wären, als die Heiden. Als er aber fragte, ob er sie wieder besuchen dürfte? erhielt er zur Antwort: „Als Freund wohl, aber nicht um uns zu Christen machen zu wollen!“ Das war freilich eine schlechte Ermuthigung für Brainerd.

Besser indeß war der Empfang am nächsten Platze, in Sakhauwotung. Der Häuptling der wenigen hier wohnenden Indianer hörte Brainerd gerne an. Es versammelten sich auch Andere, die Botschaft des Evangeliums mit anzuhören. Brainerd entschloß sich deßhalb, hier einen Ruhepunkt zu halten. Die Hütte des Häuptlings war die Sammelstätte zur Predigt. Anfangs kamen 20 Zuhörer, später warens ihrer noch einmal so viele. Brainerd erfuhr, daß etliche 30 Meilen westwärts eine andere Indianer-Niederlassung sich finde. Flugs machte er sich auf, dieselbige aufzusuchen. Er fand etwa 30 Indianer daselbst, welche aber gerade im Begriff standen, an die Ufer des Susquehannah überzusiedeln. Sie luden Brainerd ein, sie im Susquehannah-Thal wieder aufzusuchen. Dies freute Brainerd außerordentlich. Er knüpfte daran die Hoffnung, Gott werde ihn doch wohl noch eine offene Thür zu den Indianern finden lassen. Bisher hatte er sich vergeblich bemüht, den Herzen der Delawaren nahe zu kommen; sie blieben kalt gegen ihn. Er sagt: „Ich bin oft genöthigt, über öde Felsen, Berge und grundlose Moräste auf große Entfernungen hin zu wandern, wobei ich oft der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse beraubt in den Wäldern unter freiem Himmel liegen muß. Ich predige oft bei kaltem und windigem Wetter, oft in sehr schmutzigen, von Rauch angefüllten Indianer-Hütten, unter dem lautesten Geschrei der Kinder und dem Gelächter oder Gespött etlicher Zuhörer und dem lauten Gebell der Hunde Es ist so Sitte

bei den Indianern. Ein jeder treibt auch während meines Vortrags, was er will. Mir aber bereitet das nicht nur die entsetzlichsten Kopfschmerzen, sondern macht mich zuweilen auch so mißmuthig, daß ich schier verzage, noch weiter über religiöse Dinge mit Indianern zu sprechen."

Noch mehr aber als die Abgestumpftheit der Indianer, schmerzte Brainerd die Rohheit und Feindseligkeit der Weißen, die ihm zuweilen unter den Indianern begegnete. Er suchte auch ihnen, wo immer er sie antraf, mit dem Evangelium nahe zu kommen, um so größer aber wurde ihr Haß gegen den wohlmeinenden Missionar. Sie verleumdeten ihn auf alle nur erdenkliche Weise. Im gangen Delaware-Thal hatten sie Brainerds Name unter den Indianern so anrüchig gemacht, daß selbst die Mütter den Namen „Brainerd" als Kinderscheuche brauchten. Brainerd sollte ein wahres Monstrum von Scheusal sein. Wer immer ihm in die Hände käme und sich von ihm zum Christenthum verleiten ließe, würde verzaubert, von den Engländern in einen großen Thurm gesteckt, oder als Sklave verkauft und in ein fernes Land geschleppt. Andre sagten: Brainerd seie ein Werkzeug des Papstes und sammele Schergen, um mit deren Hilfe endlich ein grausiges Mordhandwerk zu treiben unter allen, die nicht päpstisch werden wollten. Natürlich fanden diese Lügen bei den leichtgläubigen Indianern willige Aufnahme. Brainerd war, wo er nur hinkam, der Weg verrannt; mit Mißtrauen ja mit Furcht und Bangigkeit ward er allenthalben behandelt und angesehen. Seine weißen Freunde aber, die ihm so die Herzen der Indianer stahlen, trieben um so frecher ihr Schacher- oder Raubhandwerk. Der Branntwein, den sie den armen Indianern aufschwindelten, brachte ihnen nicht nur Geld, sondern auch Land und Gut. Wenn aber je ein Indianer gegen den Mis-

Neu-Amſterdam, das jetzige New-York.

sionar freundlich sich stellte, so wußten die Rum- und andren Händler schon Mittel, grade solch einen Indianer von dem Seinen zu bringen. Sie schwazten ihm leihweise Geld auf, und jagten ihn dann, wenn er nicht zahlen konnte, von seinem Besitzthum. „Dem rothen Manne gehört die Jagd, dem Weißen das Land," sagten sie dann, sich selbst entschuldigend. So konnten die Indianer, die Brainerd's Predigt liebten, nirgend Ruhe finden und Brainerd nirgend eine Gemeinde sammeln.

Als die Holländer einst zum erstenmal in New York amerikanischen Boden betreten hatten, erbaten sie sich von den Indianer nur so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könnten. Das bewilligten die Indianer gerne. Aber wie erstaunten sie, als die schlauen Holländer die Ochsenhaut in Riehmen schnitten, und dann ein ganz ansehnlich Landstück damit überspannten. Die Indianer aber hielten die Holländer für Götter-Söhne und warens zufrieden; sie gaben, was sie versprochen hatten. Aber die Holländer bauten auf das Stück Land ein Fort, pflanzten Kanonen darauf und ließen sie donnern, wenn immer sie ein weiteres Stück Land wollten. Die Indianer flohen dann immer weiter zurück. So wars gekommen, daß zuletzt der Weiße den rothen Mann gar nicht mehr um Land bat, sondern ganz gemüthlich ihn bald von hier bald von da verjagte und sich aneignete, was jenem gehörte. Mit den Indianern aber mußte auch Brainerd ziehen.

Zur Auffrischung seines ermatteten Gemüths machte Brainerd eine Reise nach Neu-England. Nachdem er sich im Kreise gleichgesinnter Freunde gestärkt, kehrte er gleich wieder an den Delaware zurück, doch nur, um nun sein Versprechen einzulösen, die Indianer am Susquehannah aufzusuchen. Die Reise dahin war eine äußerst beschwerliche. Am 2. October 1744 machte sich Brainerd in Begleitung zweier Häuptlinge,

eines Dolmetschers und eines in jener Gegend wirkenden englischen Pastors auf. In der ersten Nacht lagerte die Gesellschaft in einer verlassenen Waldhütte. Brainerd selbst beschreibt den Fortgang der Reise also: „Wir sahen auf unserem Wege kaum etwas anderes, als hohe Berge, tiefe Thäler und starre Felsen. Mein Pferd blieb mit einem Beine an einer Felsspitze hängen, stürzte hin und brach das Bein, doch blieb ich selbst durch Gottes Gnade bewahrt. Das Pferd mußte erschlagen werden und der Marsch zu Fuß weiter gemacht. Abends schürten wir ein Feuer und betteten uns unter freiem Himmel, im Gebet uns dem Schutze Gottes empfehlend. Die erste Niederlassung, auf welche wir stießen, Opeholhaupung, zählte 12 Hütten und etwa 70 Seelen. Der Häuptling und etliche Leute hörten uns gerne an, ja eine Jagd, die sie eben unternehmen wollten, wurde aufgeschoben, um noch einige Tage meine Predigt hören zu können. Ich besuchte auch die Leute von Hütte zu Hütte und als ich sie verlassen wollte, wünschten sie, daß ich sie wieder besuchen möchte."

Erfreut, daß man doch wieder ein Häuflein Indianer gefunden, das Gottes Wort anzunehmen bereit war, trat die Reisegesellschaft den Rückweg an, überzeugt, daß zu längerer Reise die jetzige Jahreszeit ungeeignet wäre. Ohnedies waren die Beschwerlichkeiten dieser Reisen für den schwächlichen Brainerd wenig zuträglich. Er litt viel an Kopfschmerzen und Magenbeschwerden. Stille Winterruhe war zur Kräftigung seiner Gesundheit nothwendig. Er saß in seiner einsamen Waldeshütte, umheult von Bären und Wölfen, und arbeitete an seinen Predigten, oder lag auf seinen Knieen mit seinem Heiland redend, oder er suchte die nächstliegenden Indianer-Hütten auf, um so den Einzelnen die Botschaft von Christo recht lieb zu machen.

Als der Frühling kam, griff Brainerd wieder zum Wanderstab. Nach dem Susquehannah sollte es wieder gehen, dort zog ihn seine Hoffnung hin. Um aber daselbst mit einiger Autorität auftreten zu können, reiste Brainerd erst nach Philadelphia und suchte den englischen Gouverneur zu bestimmen, ihn officiell an die indianischen Häuptlinge zu empfehlen. Der Gouverneur that es bereitwillig. Nun ging es den Susquehannah entlang an 100 Meilen. Viele Indianerniederlassungen, die sich hier zahlreicher fanden, als sonst wo, wurden besucht, und allenthalben das Evangelium angeboten. Meist aber war es eine entsetzliche Gleichgültigkeit, zuweilen aber auch rechte Empfänglichkeit, welche unserm Missionar begegnete. Am meisten freute es Brainerd, als er auch einige Bekannte aus Kaumaumeek antraf, die ihn ebenfalls mit großer Freude begrüßten. 14 Tage lang predigte Brainerd im Susquehannah-Thal, bis er endlich in der Wildniß buchstäblich zusammenbrach und nicht mehr konnte. Er glaubte umkommen zu müssen. Gott aber ließ ihn eine gastliche Indianer-Hütte finden, wo er seine gebrochene Kraft stärken konnte. Ehe Brainerd den Rückweg antrat, besuchte er noch die kleine Insel Juncauta, im Susquehannah, wo er ein Völklein fand, das ihm weniger Abneigung gegen das Evangelium zu haben schien; aber er mußte heimwärts, um seine Gesundheit zu stärken. Am 30. Mai war er wieder in seiner Hütte in Sakhauwotung.

3. Ernte-Zeit.

David Brainerd, so aufrichtig er es meinte, konnte doch nie das Schwärmerische in seinem Wesen verleugnen. Im Sturm wollte er jede Menschenseele, mit der er nur irgend zu-

sammentraf, in den Himmel bringen. Ja es ging ihm mit dem Bekehrungswerke nie schnell genug. Fand er auch hie und da freudige Aufnahme und vertrauenvolles Entgegenkommen, so befriedigte ihn das keineswegs, er wollte gleich ein gänzlich Hingeben im Glauben an Christum finden, die Heiden sollten gleich mit Handumdrehen neue Menschen, rechte, wahre Christen, Gottes liebe Kinder sein. Nun ärgerte es ihn aber nicht wenig, als er bemerkte, daß das freudige Beistimmen zumeist nur geschah, um ihn los zu werden. Es ist nicht die Weise des Indianers, um die Wahrheit zu disputiren; er hört gern zu, schweigend, wenn es sein muß, einen ganzen Tag, spricht ja, geht seiner Wege und ist nach wie vor. Das aber gerade war für Brainerd unerträglich. Es war ihm eine gewisse Erquickung, wenn er einmal offenen Widerspruch erfuhr, welcher zum Glück ja auch nicht ausblieb. Als aber die Indianer in Sakhauwotung, denen er nun ein ganzes Jahr lang gepredigt hatte, gar nicht ernst machen wollten, Christen zu werden, ward Brainerd ganz mißmuthig. Er fing an sich zu fragen, ob er überhaupt ein rechter Missionar sei? Ob das Geld, das die Gesellschaft an ihn verwende, nicht etwa nutzlos ausgegeben werde? Er wollte an Pemberton schreiben, man möge ihn seines Berufes entheben und einen erfolgreicheren Arbeiter an seine Stelle setzen. Da kommt ihm die Mittheilung: In Crosweekschung, New Jersey, etwa 80 Meilen südöstlich vom Delaware, habe sich ein großer Stamm Indianer niedergelassen.

Am 19. Juni 1745 trifft Brainerd in Crosweekschung ein. Wie enttäuscht aber sieht er sich. Anstatt einen großen Indianer-Stamm findet er etwa 4—8 indianische Frauen und Kinder! Was soll er thun? Wieder umkehren und am Delaware die Geduldsarbeit weiter führen, oder es hier mit

diesen wenigen Seelen versuchen, ob sie das Evangelium annehmen möchten? Brainerd will wenigstens das Letztere einmal versuchen. Er predigt den paar Frauen und Kindern. Als diese ihn gehört, machen sie sich eilend auf, zerstreuen sich nach allen Richtungen und sagen allen, die sie finden: „Kommet und sehet einen Menschen, der uns gesagt hat Alles, was wir gethan haben!“ Und sie kamen. Täglich wuchs die Zahl der Zuhörer. Sie lagerten sich um Brainerd, zerlegten das mitgebrachte Wild und richteten sich für eine tagelange Rast ein. Brainerd mußte ihnen den ganzen Tag von Jesu erzählen. Alles, was er ihnen sagte, erfreute sie sichtlich. Es ist begreiflich, daß das unsern entmuthigten Missionar wieder aufrichtete. Und als er gar bei seiner Abreise sah, wie die Leute in ihn drangen, doch ja wieder zu kommen und ihm sagten, sie könnten ohne seine Lehren nicht leben, so zog er freudig ab, mit dem festen Vorsatz, hier nochmals alle seine Kraft einzusetzen.

Als Brainerd aber wieder am Delaware anlangte, fand er, daß es auch hier zu tagen begann. Am 21. Juli durfte er seine ersten Indianer taufen; es war sein Dolmetscher, Moses Tinda Tautamy und seine Kinder. Dieser Tautamy hatte Brainerd ein Jahr lang als Dolmetscher gedient; er war zumeist der Mund, durch welchen Brainerd predigte. Ehe er zu Brainerd kam, war er ein Trunkenbold gewesen, weil er das so bei den Engländern gesehen und dafür hielt, was die thäten, müsse recht sein. Durch Brainerds Einfluß war er von dem Laster frei geworden, aber Christ zu werden, dagegen sträubte er sich lange. Jetzt durfte er als Brainerds Erstling getauft werden. Die Taufhandlung ward vor einer großen Menge Heiden vollzogen und machte einen günstigen Eindruck. Manche Frage ward nun aus Heidenmund ver-

nommen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Brainerd sah und erkannte beschämend, er habe doch nicht umsonst gearbeitet.

Tautamy war 50 Jahre alt, als er getauft wurde. Jetzt ward er dem Brainerd ein rechter Gehilfe. Man merkte es ihm ab, wie er voll Inbrunst zu seinen Indianern von der Gnade in Christo reden konnte. Wenn Brainerd seine Predigt vollendet hatte, setzte sich Tautamy zu den Indianern und besprach dieselbe manchmal noch die ganze Nacht hindurch.

Ende Juli ging Brainerd wieder nach Crosweekschung. Kaum war seine Ankunft bekannt und es hatte sich eine große Menge Volks versammelt. Brainerd predigte über den Text: Offbg. 22, 17: „Wen dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ Er selbst beschreibt den Eindruck dieser Predigt also: „Es waren ihrer nicht zwei, die trockenen Auges blieben. Einige waren sehr bekümmert und zeigten ein ernstes Verlangen nach Christo, daß er sie erretten und selig machen wolle.“ Täglich kamen neue Haufen Indianer herbei und Brainerd hielt an mit seinen erwecklichen Predigten. „Je mehr ich von der Liebe und dem Erbarmen in Christo, seinem Leiden und Sterben redete,“ schreibt er, „desto mehr ward die Bekümmerniß um ihre Sünden offenbar.“ „Das Wehen des Geistes Gottes war in allen Versammlungen spürbar. Thränen flossen. Etliche erwachten von ihrem Sündenschlafe. Andre bekannten ihre Sünden und suchten Vergebung und Frieden.“ Es war also eine allgemeine Erweckung über die Indianer gekommen. Selbst einige Weiße, die Neugier herbeigeführt, wurden mit ergriffen und Bußthränen rannen wieder über verwitterte Gesichter, die längst ihren Glauben und Christenthum vergessen hatten. Das waren Tage und Stunden freudiaster

und dankbarster Ueberraschung für Brainerd. Jetzt wußte er sich so recht in seinem Beruf. Er predigte nicht nur, sondern ging nach der Predigt auch von Hütte zu Hütte und besprach, was er gepredigt hatte. Da gingen die Herzen oft gar weit gegen ihn auf. Wie manches Guttummankalumeh! Guttummankalumeh! d. i., „Erbarme dich!" „Erbarme dich!" durfte Brainerd hören. Mit großer Freudigkeit ließ er dann aber auch den Trost der Gnade Gottes in Christo Jesu in die erschreckten und erweckten Gewissen hineinträufeln.

Bald machte sich auch bei diesen Indianern eine Umwandlung ihres äußeren Lebens bemerkbar. „Ich war ganz erquickt," sagt Brainerd, „zu bemerken, wie sich bei Einigen eine Zartheit des Gewissens offenbarte, die man bei vielen Christen vergeblich sucht." Eine Mutter, die am Abend im Zorn ihr Kind geschlagen, stand am Morgen vor der Zeit auf und beweinte ihren Zorn. Ein alter Indianer, der sein ganzes Leben lang ein eifriger Götzendiener gewesen, brachte aus eigenem Antriebe seine Trommeln und Klappern, die er gebraucht hatte, um bei den heidnischen Festen und Tänzen Musik zu machen, zu Brainerd. Ein Mann, der in heidnischer Weise sein Weib verstoßen, und ein anderes genommen hatte, ließ sich überzeugen, sein rechtmäßig Weib wieder zu sich zu nehmen und das unrechtmäßige zu entlassen. So was wäre früher unter diesen Heiden unerhört gewesen! Aber das Wort Gottes zeigte sich mächtig unter ihnen. Insbesondere lag ihnen auch ernst an, den Sonntag in recht christlicher Weise zu feiern. Sie kamen ganz von selbst dazu, ihre Jagden so einzurichten, daß sie am Sonntag Brainerds Predigt lauschen konnten. — Sonntag den 25. August 1745 war für Crosweekschung ein Tag der Freude und Wonne. Heute durfte Brainerd 25 Heiden taufen! Eine Menge In-

dianer hatte sich versammelt. Auch viele Weiße waren gekommen, das Gnadenwerk Gottes unter den Heiden anzuschauen. Die Bekenntnisse der Täuflinge waren erhebend. Brainerd aber sprach demüthig: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre um deine Gnade und Wahrheit!“

Fortan hatte Brainerd nicht nur Heiden, sondern auch eine aus Heiden gesammelte Christengemeinde um sich. Es war ihm klar, daß Letztere nun ganz besonders seine Aufmerksamkeit und Pflege verlangte. Während er fortfuhr, an die Heiden seine erwecklichen Predigten zu halten, predigte er seiner Christengemeinde dieselben Wahrheiten doch in anderer Gestalt. Er suchte die jungen Christen immer tiefer in die Erkenntniß des Glaubens einzuführen, und immer mehr zu gründen. Hatte er eine allgemeine Predigt gehalten, der auch die Heiden angewohnt, — und es kamen jetzt ihrer immer sehr viele —, so sprach er hernach in Sonderheit mit den Getauften in katechetischer Weise über das, was er gepredigt hatte.

Gerne hätte Brainerd eine Schule eröffnet, um Jung und Alt noch mehr Gelegenheit zu geben ihre Kenntnisse und Erkenntniß zu erweitern und zu fördern. Doch sollte er sich hinstellen und Schule halten? Und die Bekannten am Susquehannah, sollte er sie ganz vergessen? Nein, das konnte Brainerd nicht. Zu den Christen in Crosweekschung hatte er auch so viel Zutrauen, daß sie sich in seiner Abwesenheit wohl ihres Glaubens würdig benehmen würden. Sie hielten ja ganz herzlich zusammen. Allabendlich kamen sie und beteten miteinander, bis die Sterne hell am Himmel schienen. Gott, der das Gnadenwerk unter ihnen angefangen, der werde sie auch bewahren. Das wußte Brainerd und verließ sein Gemeindlein für eine zeitlang.

Zunächst ging Brainerds Weg wieder über Philadelphia nach Sakhauwotung, an den Delaware. Von da gings an den Susqehannah. Das nächste Ziel war die Indianer Stadt Schaumoking, etwo 50 Hütten und 300 Einwohner zählend. Indianer dreierlei Stämme wohnten hier bei einander, Delawaren, Seneka und Tutla. Die Schaumokinger aber hatten den Ruhm, ganz außergewöhnliche Trinker zu sein. Am 13. September traf Brainerd hier ein. Der Empfang war freundlich und aufmerksam. Allein, schon in der ersten Nacht sollte er Zeuge sein, daß Satan seinen Sitz hier aufgeschlagen. Die ganze Stadt kam zusammen und feierte, vor Brainerds Augen, die wildesten Orgien. Alle schienen leibhafte Teufel zu sein. So was hatte Brainerd noch nicht gesehen. Er konnte nur beten: Gott wolle es nicht machen wie zu Sodom und Gomorrha. Er sprach mit dem Häuptling der Delawaren, der ihn gerne hörte und ihm am nächsten Tage Gelegenheit verschaffte, vor etwa 50 Männern sein Anliegen vorzubringen. Aber Brainerd überzeugte sich, noch wäre die Stunde für Schaumoking nicht gekommen. Die meisten Männer waren beständig besoffen und hatten kein Verständniß für das, was Brainerd ihnen anbieten wollte.

Brainerd zog weiter. Die Insel Juncauta, die er im letzten Frühjahr schon besucht hatte, war sein nächster Haltepunkt. Damals hatte er einen ziemlich guten Eindruck von den Leutlein der Insel mitgenommen. Wie aber fand er es heute?

Alles in wildester Aufregung. Ein großes heidnisches Fest wird vorbereitet. Powpow, Zauberer, stellen sich in Menge ein. Zehn Stück Rothwild werden als Opferstücke zubereitet. Das Festfeuer sendet bald seine Lohe gen Himmel. Die wildesten Indianertänze wogen um den Opferheerd. Die ganze Nacht tobt der Festlärm einer wie von

finstern Geistern erregten und bewegten Menge. Brainerd schreibt: „Meine Hoffnungen für Juncauta entsanken bei diesem Anblick! Mir war es wahrlich, allein inmitten solch rasender, höllischer Geister, schlecht zu Muthe. Hin und her wandernd, an Leib und Seele ermüdet, kroch ich endlich in eine kleine Kornhütte und schlief auf einem Brette ein."

Am nächsten Morgen, einem Sonntage, versuchte es Brainerd, einige Indianer zur Predigt um sich zu sammeln. Vergebens. Das Volk strömte freilich in Menge zusammen, aber nicht Brainerds wegen. Die wunderlich ausgeputzten Powpows erschienen wieder und versuchten durch allerlei Narrenspossen, Hand- und Fußbewegungen, Luftstreiche und sonstiger Grimmaßen ausfindig zu machen, woher es komme, daß zur Zeit so viele Krankheiten die Insel heimsuchten. Drei Stunden lang stand Brainerd mit seiner Bibel in der Hand. Niemand aber wollte heute ihn anhören. Nur für die Powpow, die Zauberer, hatte man Ohr. Und als diese verschwunden waren, stand wieder eine andere wunderliche Gestalt vor ihnen und — vor Brainerd! Ein Powpow, in einem Priestergewand, einer Bärenhaut nämlich, die bis an die Zehen hing, umhängt mit allerlei Thierhäuten und Fellen, mit einem riesigen, wunderlich geschmückten Stocke und einem fürchterlich lärmmachenden Musik-Instrument trat gegen ihn, daß Brainerd unwillkürlich zurückwich. So fürchterlich und abschreckend der wunderlich Gestaltete auch aussah, so gutmüthig doch schien er zu sein. Er nannte sich einen Wiederhersteller der Indianer Religion. Die Indianer selbst hielten ihn für einen Narren; denn er eiferte gegen den Branntwein und lebte zumeist in Waldeseinsamkeit. Brainerd legte ihm einige Fragen betreffs seiner Lehre vor und sprach mit ihm über das Eine, was auch ihm Noth thäte.

Der Powpow von Juncauta.

Der wunderliche Powpow gab Brainerd in Allem Recht und — ging seiner Wege. Brainerd sagt: „Dieser Sonntag war wohl der mühseligste und düsterste meines ganzen Lebens."

Am nächsten Tage versuchte Brainerd nochmals auf Juncauta das Evangelium zu predigen, aber vergebens. Darum schüttelte er den Staub von seinen Füßen und zog — zurück an den Delaware, von da aber wieder nach seinem lieben Crosweekschung. Hier fand er sich wieder wie in einem lieblichen Gottes Garten. „Bei jenen zu sein, den Heiden," schreibt er, „gleicht einer Verbannung von Gott; bei diesen ist es mir, als wäre ich in Seine Familie eingetreten, in den Genuß Seiner Nähe gekommen. So groß ist die Veränderung. Nur wenige Monate und sie waren noch denen gleich am Susquehannah, jetzt aber willig unter der Zucht des heiligen Geistes. Anbetungswürdig ist die Gnade, die solchen seligen Wechsel hervorgebracht hat."

Der 3. November 1745 war wieder ein Freudentag. Brainerd taufte wieder 14 Seelen in den Tod Jesu, worunter einen 80jährigen Greis. Für bleibend gedachte Brainerd nun seine Hütte in Crosweekschung aufzuschlagen. Die Christen vom Delaware hatten meistens seinen Rath befolgt und waren hierher übergesiedelt. Hier sollte nun ein rechtes christliches Indianer-Heim sich bilden. Zunächst mußte auch ein Schullehrer beschafft werden. Einen solchen zu suchen, unternahm Brainerd eine Reise zu seinen Bekannten nach New Jersey, New York, Long Island u. s. w. Allenthalben theilte er mit, was der Herr unter den Heiden durch ihn gethan. Allenthalben pries man auch Gott, daß er auch den Heiden Buße gegeben habe zum Leben!

Den Winter hindurch wohnte Brainerd bei seinen Christen in Crosweekschung wie ein Vater unter seinen Kindern. Seine

neuerbaute Hütte hatte er am 10. Dezbr. bezogen. Junge und Alte empfingen seine täglichen Unterweisungen. Das Wort der Predigt mehrte die Zahl der Gläubigen. Vieler Gewissen wurde aufgeweckt, viele Angefochtene wurden getröstet. Brainerd besuchte auch fleißig jede Hütte und besprach mit jedem Einzelnen sein Seelenheil. Ende Januar kam ein Schullehrer an und fing an Schule zu halten. Am ersten Tage waren es 30 Schüler, am Abende noch 15 Erwachsene extra, die gekommen waren.

Da durch den Beistand des Lehrers Brainerds Zeit jetzt etwas freier war, richtete er sein Augenmerk darauf, seine Gemeinde auch im Aeußerlichen zu heben und zu fördern. Das aber hatte seine große Schwierigkeit. Die Christen, die einst Heiden gewesen, waren durch ihre einstige Trunksucht im Heidenthum sämmtlich den Branntweinhändlern verschuldet worden. Diese forderten nun Zahlung, oder drohten die Christen von ihrem Besitzthum zu jagen. Doch Brainerd wußte Rath. Er wandte sich bittend an die christlichen Freunde in New England, diesen jungen Heidenchristen zu helfen, damit sie ihrer Schulden ledig würden und ihnen Niemand ihren Besitz streitig machen könnte. Bald war auch genug Geld eingelaufen, sämmtliche Schulden der Gemeinde zu tilgen. Die Christen aber griffen zu Axt, Säge und Spaten und bauten unter Absingung des 127. Psalms ein neues Dorf, welches sie B e t h e l, d. i. Gottes Haus, nannten. 130 Seelen zählte die junge Gemeinde und der Herr that hinzu täglich, die gläubig wurden.

In Bethel eingezogen, versammelte Brainerd sämmtliche Männer der Gemeinde. Nicht Geistliches, sondern Leibliches hatte er heute mit ihnen zu besprechen. Er sagte ihnen, jetzt dürfe Niemand mehr faullenzen oder auch nur immer auf die Jagd gehen wollen, jetzt müsse ein jeder, wie es einem Chri-

sten geziemet, Hand anlegen und das Land bebauen, damit Weib und Kind ehrlich zu essen haben. „Das ist gut," riefen sie alle, keiner aber verstand das Land zu bauen, außer — Brainerd, der ja auch einmal Landwirth gewesen war! Wie wunderbar es doch Gott fügt, daß Alles, was immer wir Gutes lernen mögen, uns oder Andern noch nützlich werden mag! Brainerd mußte nun voran, mußte seine Indianer lehren Pflug und Hacke führen. Sie waren aber sehr gelehrig und thaten es bald von selbst.

Im April 1746 feierte die Gemeinde Bethel mit ihrem Brainerd zum ersten Male das heilige Abendmahl. Brainerd dachte sich in die Zeit der ersten Christenheit zurück versetzt, so muthete ihn der Geist der Liebe an, der in der Gemeinde wehte. Und als er gar am 9. Mai einen alten Powpow taufen durfte, der ihm viel Widerwärtiges gethan, da war sein Geist des Lobens und Dankens voll. Und dieser selbe Mann, der einst so feindselig gegen Brainerd und das Christenthum sich gezeigt, ward jetzt Brainerds beständiger Begleiter auf seinen Predigtreisen, die er bis nach Allentown und andern Orten Pennsylvaniens ausdehnte.

Am 23. Mai kam Brainerd's Bruder Johannes zum Besuch nach Bethel. Vier Wochen darauf langten auch zwei Abgeordnete der Missionsgesellschaft an, die das Werk Gottes in Bethel selbst in Augenschein nehmen wollten. An demselben Tage schrieb Brainerd in sein Tagebuch nieder: „19. Juni 1746. Heute ist es gerade ein Jahr, daß ich zum erstenmale diese Indianer besucht habe. Welche erstaunliche Dinge hat Gott in diesem Zeitraum gewirkt! Wie sind ausschweifende, lasterhafte, wilde Heiden in so kurzer Zeit in sanfte, liebenswürdige und demüthige Christen umgewandelt und ihr im Rausche erzeugtes schauerliches Geheul in andächtige, brünstige

Gebete und Lobpreisungen Gottes verwandelt worden! Sie, die weiland Finsterniß waren, sind jetzt ein Licht in dem Herrn. Mögen sie nun fortan wandeln als Kinder des Lichts. Ihm aber, der mächtig ist zu erbauen und ihnen zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden, dem Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christum von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

4. Letzte Reisen und Heimgang.

„Auf Erden giebt Nichts größere Befriedigung, als die Freude in Gott und ein Leben im Dienste der Herrn." Dies war Brainerds Wahlspruch. Und fürwahr, Brainerd hat diese Befriedigung genossen! Sein Leben verzehrte sich in dem Dienste des Herrn, der ihm sein Herz gewonnen hatte. Hatte doch Brainerd im letzten Jahre allein an 4000 Meilen als Missionar umhergepilgert. Wie manche Nacht ist der Wald seine Lagerstatt, der Himmel seine Decke, ein Stein sein Kopfkissen gewesen — Alles im Dienste des Herrn. Und was hat der Mann gearbeitet! Er predigte oft, bis er zusammenbrach und kein Wort mehr sprechen konnte. In jeder Indianer-Hütte war sein Platz. Und predigte er nicht, oder saß nicht mit den Indianern in ihren Hütten, ihr Seelenheil besprechend, so diente er doch der Mission. Er studirte und meditirte seine Predigten, oder schrieb Briefe an Missionsfreunde oder Berichte an seine Vorgesetzten. Manchen Tag hat Brainerd 12 bis 13 Stunden, ohne Unterbrechung, geschrieben. Ein einziger seiner Berichte machte hernach im Druck 100 große Octavseiten aus! Alles im Dienste der Mission. Und in diesem Dienste ist das junge Leben zeitig zusammengebrochen.

In Bethel hätte Brainerd jetzt ein stilles, ruhiges Arbeitsplätzchen haben können. Aber Brainerd konnte seine Bekannten im Susquehannah-Thal nicht vergessen. Zu ihnen mußte er wieder. Im August 1746 machte er sich in Begleitung von 6 rothen Christen auf seine letzte Missionsreise. Aber sein gebrochener Leib vermochte nicht mehr die Strapatzen durch den Urwald zu ertragen. Die Nachtlager unter freiem Himmel, die Durchnässungen bei Regengüssen oder bei Durchwatungen von Flüßen und Sümpfen brachten ihm Fieber; ans Fieber reihete sich Bluthusten, an Bluthusten große Schwäche. Brainerd mußte früher wieder zurück, als er gewünscht hatte. Er war bis nach Schaumoking gekommen und auch wieder auf der Insel Juncauta gewesen, im Ganzen aber mit nicht mehr Erfolg als das letzte Mal. Am 20. September war Brainerd wieder in Bethel. Noch konnte er seiner Gemeinde Bericht geben über seine Reise. Als er aber am nächsten Sonntag predigen wollte, verließen ihn seine Kräfte. Nachdem er sich wieder etwas erholt, drängte es ihn, nochmals mit seiner Gemeinde das heil. Abendmahl zu feiern; denn der treue Hirte fühlte, daß er am längsten bei seiner Gemeinde gewesen wäre. Der 5. October war dieser Freuden- und Segens-Tag. Die Predigt hielt Brainerd über Joh. 1, 29.: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Auch durfte Brainerd heute noch 2 Indianer taufen, die letzten die er getauft hat.

Als Brainerd am Sonntag den 2. November wieder nicht predigen konnte, faßte er den Entschluß, den Winter über zu seinen Freunden nach Neu England zu gehen, ob es Gott vielleicht gefallen möchte, ihm daselbst wieder neue Kräfte zu geben. Die ganze Gemeinde weinte laut, als sie dies hörte, doch sie sah, daß sie diesmal ihren Hirten nicht hindern durfte.

Schon am nächsten Tage verließ Brainerd Bethel. Er kam nur bis nach Elisabeth, N. J., wo er den Winter über verbleiben mußte. Wie beklagte aber hier der leidende Missionar auf seinem Lager seine liebe Gemeinde, daß sie sogar verlassen wäre! Aber er gedachte an Gottes Wunder Wege, die doch endlich Alles herrlich enden. Ende Februar durfte auch Brainerd sein Krankenlager wieder verlassen. Mitte März war er wieder in Bethel, doch nur — um seine Gemeinde zu begrüßen und zu ermahnen. Er rief sie zusammen, sang Psalmen mit ihnen und lobeten Gott mit einander. Dann zog Brainerd wieder gen Norden und zwar diesmal — auf Nimmerwiedersehen! Das Reiseziel war wieder Neu England. In Newark traf Brainerd seinen Bruder Johannes, der auf Wunsch der Miss.-Gesellschaft Brainerd in Bethel vertreten sollte und hernach auch sein Nachfolger wurde.

Anfangs Mai langte Brainerd in seiner Vaterstadt, East-Haddam, an. Die Aerzte theilten ihm alsbald mit, daß sein Zustand hoffnungslos sei. Mit stiller Ergebung nahm Brainerd diese Eröffnung hin. Er war ja bereit, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Doch seine Krankheit war der Art, daß sie bald heftiger, bald weniger heftig auftrat. Oft glaubte er sich einen Sterbenden und fühlte doch bald darauf wieder verhältnißmäßig wohl. Er besuchte namentlich die Prediger der Umgegend und besprach mit ihnen das Missionswerk. Er suchte, wo immer er Gelegenheit fand, denn auch er empfing häufige Besuche und zwar von den Angesehensten Neu Englands, — seinen christlichen Indianern zu Bethel Freunde zu werben. So gewann er denn auch wirklich manch ein Herz für die Indianermission und auch viele Gaben wurden ihm für dieselbe eingehändigt, die dann schnell an Bruder Johannes befördert wurden.

In Boston, wohin Brainerd sich zeitweilig begeben hatte, ereilte ihn wieder einer jener schweren Anfälle, von denen er immer glaubte, sie brächten Leibes-Erlösung. „An den Pforten des Todes" dachte er sich angelangt und 5 Wochen lang mußte der junge, müde Missionar unter großen Schmerzen danieder liegen. An seinen Bruder Israel, der gerade Theologie studirte, schrieb er in dieser Zeit: „Ich rede dießmal von den Grenzen der Ewigkeit. Laß dir sagen, mein Bruder, die Ewigkeit ist etwas Anderes, als wir uns in gesunden Tagen gewöhnlich vorstellen. Wie unermeßlich und grenzenlos, wie gewiß und unabänderlich! Wie wichtig, daß wir auf die Ewigkeit bereit sind. Ich war über eine Woche lang wie ein Sterbender, aber ich habe einigermaßen die Glückseligkeit der Gottseligen geschaut und mich gesehnt, ihren glücklichen Zustand mit ihnen zu theilen, ich ward auch freudig gewiß, daß es durch die Gnade geschehen wird. Aber Schauder erfüllten mich, wenn ich derer gedachte, die ohne Christum sind, die in unseliger Selbstverblendung ihre falschen Hoffnungen mit ins Grab nehmen." An seinen Bruder Johannes schrieb er: „Ich stehe jetzt an der Grenze der Ewigkeit und erwarte sehr bald in der unsichtbaren Welt zu erscheinen. Ich fühle mich selbst nicht mehr als einen Erden-Bürger, es verlangt mich ernstlich, abzuscheiden und bei Christo zu sein . . . Ermahne meine Indianer im Namen ihres sterbenden Lehrers, ja im Namen deß, der todt war und wieder lebendig geworden! . . . ."

Beide Brüder eilten, ihren sterbenden Bruder nochmals zu begrüßen und fanden ihn — wieder auf dem Pferd sitzend Erholungsreisen machen. Wie tückisch ist die Schwindsucht! Manchmal dachte Niemand, Brainerd würde noch ein neues Morgenroth erblicken, und bald war doch sein Geist wieder so lebenskräftig, daß auch der schwache Leib neue Dienste thun

mußte. Im Hause seines Freundes Edwards, in Northhampton, hatte der Kranke ein stilles Plätzchen und erwünschte christliche Pflege gefunden. Hier aber war Brainerd auch thätig als Missionar bis an seinen letzten Athemzug. Schrieb er nicht an seine Gemeinde zu Bethel und unterhielt er sich nicht brieflich mit seinem Bruder über das Wohl und Wehe der Indianer-Mission, so redete er doch darüber mit denen, die ihn besuchten, oder im Hause seines Freundes aus und ein gingen, oder er versammelte die Kinder und das Gesinde des Hauses um seinen Stuhl oder Lager und hielt ihnen eine Predigt. Die letzte Predigt der Art schloß er mit den Worten: „Ich werde sterben und werde hier begraben werden, hier werdet ihr mein Grab sehen, dann denket daran, was ich euch gesagt habe. Ich bin im Begriff, in die Ewigkeit einzugehen und es ist mir süß, an die Ewigkeit zu denken. Aber was soll ich sagen von der Ewigkeit der Gottlosen? Der Gedanke daran ist schrecklich. Wenn ich im Grabe liege und ihr vor demselben stehet, so denket: Der Mann, der hier begraben liegt, hat uns ermahnet bei Zeiten, uns auf einen seligen Tod vorzubereiten.— Dies ist meine letzte Predigt!"— Brainerd betete oft: „O Herr, beflügle den Tag! Komm, Herr Jesu, komme schnell." Als Jemand eines Morgens Brainerd fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Ich bin beinahe in der Ewigkeit; ich sehne mich dort zu sein. Mein Werk ist gethan. Die ganze Welt ist mir Nichts. Ich sehne mich im Himmel zu sein, mit den heiligen Engeln Gott zu preisen und zu verherrlichen. Das ist mein letzter, mein einziger Wunsch."

Wollte es je einmal um Brainerds Seele düster werden, so bat er, man möchte ihm Psalmen singen. Insbesondere den 102. Psalm liebte er und konnte dann wohl auch selbst freudig mit einfallen. Die letzte Eintragung, die Brainerd in sein

Tagbuch machte, lautet: „2. October. Meine Seele ruhet in Gott. Ich sehne mich, bei ihm zu sein, auf daß ich seine Herrlichkeit schauen möge. Ihm habe ich Alles übergeben, meine Freunde, meine Gemeinde, meine Brüder und all mein Anliegen für Zeit und Ewigkeit. O, daß Sein Königreich käme! Daß Alle Ihn liebten und verherrlichten! O komm, Herr Jesu, komm schnell! Amen."

Noch eine Woche sollte der Dulder unter den Sterblichen weilen, die irdische Hülle den freudigen Geist gefangen halten. Zwei Tage vor Brainerds Tode kam nochmals Bruder Johannes von Bethel und brachte erfreuliche Nachrichten von den Indianern. Es schien, als wenn Brainerds Lebensgeister bei den Mittheilungen seines Bruders nochmals neu aufflackern wollten. Doch die morsche Leibeshütte war schon im Zusammenbrechen. „Sterben ist etwas Anderes, als die Leute sich einbilden; sie wissen nicht, was für Schmerz und Kämpfe vor dem Tode sind," sagte David Brainerd zu den Umstehenden und entschlief sanft im Herrn am 9. October 1747.

So endete noch nicht ganz 30 Jahre alt dieser treue Arbeiter im Dienste der Gnade Gottes. Er hatte fürwahr einen guten Kampf gekämpft und Glauben behalten. Dafür stehe als herrliches Selbstzeugniß hier, was Brainerd bei jener gesegneten Erweckung in Crosweekschung niedergeschrieben: „Er, Christus der Gekreuzigte und Auferstandene, war der Kern und Stern aller meiner Reden und Gespräche, um den sich die übrigen Schriftwahrheiten bewegen wie die Planeten um die Sonne und auf den ich immer wieder zurückkam, von welcher ich auch ausgegangen war. Das die überwältigende Macht, die eine Mörderschaar in eine Lämmerheerde Jesu Christi umgewandelt hat."

Am 12. October ward Brainerds Leichnam als ein Saat-

korn der Auferstehung der Erde übergeben. 8 Prediger, 17 andere angesehene Amtspersonen und eine große Menge Volkes hatten sich zusammen gefunden, den Heimgegangenen durch Theilnahme an seinem Begräbniß zu ehren. Mit Recht sagt einer von Brainerds Lebensbeschreibern: „Wenige Missionare haben eine so kurze Zeit auf ihrem Arbeitsfelde geleuchtet, aber auch unter denen, welche eine lange Laufbahn vollendet haben, sind Wenige, die so viel arbeiteten, wie er. Das Gedächtniß dieses ausgezeichneten Knechtes Christi wird in der Kirche des Herrn noch lange im Segen bleiben, und sein Name wird jederzeit mit der höchsten Bewunderung und mit der tiefsten Hochachtung genannt werden. Unter viel Thränen hat er gesäet, mit großer Freude wird er ernten."

David Zeisberger.

1. Franzosen und Deutsche unter den Indianern.

Zur Zeit, als Eliot sein Missionswerk unter den Indianern anfing, arbeiteten schon längst französische Jesuiten-Missionare unter ihnen. Als Eliot die ersten Indianer taufen durfte, hatten die Jesuiten ihrer schon über 12,000 getauft.

Wie es die katholische Kirche immer liebt, Religion und Politik mit einander zu verbinden, so trieben sie es auch in Amerika. Die französischen Generäle, die Amerika erforschen, d. h. für die Krone Frankreichs gewinnen sollten, waren stets von katholischen Missionaren begleitet. Die königlichen Gesandten führten die Missionare beim Volke ein und schützten sie auch, wenn nöthig, mit Waffengewalt. Die katholischen Missionare unterstellten dann, aus Dankbarkeit, die gewonnenen Heiden dem Scepter Frankreichs. So arbeiteten Kirche und Staat Hand in Hand. Der französische König zeigte selbst das größte Interesse an der Bekehrung der Indianer, so wie die Missionare ihrerseits eifrigst bemüht waren, der Franzosen Macht unter den Bewohnern Amerikas möglichst zu befestigen.

Schon Cartier erhielt, 1534, die Commission, „neue Länder zu entdecken, damit um so besser gethan werde, was Gott unserm Schöpfer gefällig ist und was dienen kann zur Mehrung der Ehre seines hochheiligen Namens und unserer heiligen Mutter, der Kirche." Als die ersten päpstlichen Missionare

ins Huronenland aufbrachen, empfahl sie der französische Gouverneur Champlain den Indianern also: „Es sind eure Väter; wir lieben sie mehr als unsere Kinder und als uns selbst. Man schätzt sie hoch in ganz Frankreich. Wenn ihr die Franzosen liebt, wie ihr sagt, so liebt diese Väter und ehret sie; sie werden euch den Weg zum Himmel zeigen."

Jesuiten und Franziskaner-Mönche theilten sich in das Missionswerk unter den Indianern. Wo immer sie Fuß zu fassen gedachten, pflanzten sie ein Kreuz auf, stießen den Pfahl mit dem französischen Wappen in den Boden, feierten ein Hochamt und nahmen so von Land und Leuten Besitz für Kirche und König. Von der Mündung des Lawrence Flußes bis zur Mündung des Missisippi drangen sie vor; ein Land und Volk ums andere entdeckend, eroberten sie für König und Papst ein ungeheures Reich. Mit rastloser Thätigkeit, bewundernswerther Selbstverleugnung und todesverachtendem Muthe wirkten Jesuiten und Franziskaner. Unsägliche Entbehrungen, auch bittere Verfolgungen, ja selbst der Märtyrertod war ihr Lohn. Am eifrigsten jedoch zeigten sich die Jesuiten. „Kein Cap ward umgesegelt, kein Fluß ward entdeckt, da nicht ein Jesuit dabei war," sagt der Geschichtsschreiber Bancroft. Derselbe aber fügt auch hinzu: „Der Missionar trotzt der Strenge des Klimas. Er schreitet durch Wasser und Schnee, ohne am Feuer sich zu erwärmen. Er hat kein Brod, als gestoßenen Mais und oft keine andere Nahrung, als das ungesunde Moos, das auf Felsen wächst. Er arbeitet ohne Unterbrechung. Er ist dazu verurtheilt, gleichsam ohne Nahrung zu leben und ohne Ruheplatz zu schlafen, weit zu reisen, immer neuen Gefahren entgegen zu gehen und sein Leben in der Hand zu tragen, oder vielmehr es täglich wie eine Zielscheibe preiszugeben in steter Erwartung der Gefangen-

schaft oder des Todes durch den Tomahawk, durch Qualen, oder durch Feuer." Ein französischer Offizier schildert seinem Bruder das Leben der Jesuiten-Missionare also: „Nichts ist erbaulicher als das Verhalten und der unermüdliche Eifer, mit welchem die Jesuiten an der Bekehrung dieser Heiden arbeiten. Es giebt jetzt Illinoi-Apalache- und selbst Choctaw-Christen. Du mußt dir einen Jesuiten-Missionar als einen Helden vorstellen. Vierhundert Meilen weit, verborgen in dem tiefsten Dickicht der Wälder, ohne Vorräthe und Hilfsmittel, oft blos an die Freigebigkeit der Menschen, welche Gott nicht kennen, gewiesen, muß er leben wie diese, ganze Jahre zubringen ohne Nachricht von der Außenwelt, zusammen mit Menschen, die blos der Gestalt nach Menschen sind, ohne Hilfe und Gemeinschaft in den Stunden der Krankheit, immer der Gefahr ausgesetzt allein umzukommen, oder das Opfer einer Gewaltthat zu werden. Und doch ist dies das Leben dieser Patres in Louisiana und Canada, von denen Viele ihr Blut für ihren Glauben vergossen haben."

So bewundernswürdig auch diese Jesuiten-Patres in ihrem Heroismus dastehen, so einfach und echt römisch oberflächlich war doch ihr eigentliches Missionswerk. Wohl benützten sie jede Gelegenheit, vor den versammelten Indianern zu reden, namentlich bei deren Festen. Sie gingen in die Versammlungen der Häuptlinge, sie redeten in ihren Rathsversammlungen von der Botschaft des Königs vom Himmel. Aber ihr Hauptstreben war, durch möglichst vielen Pomp bei ihren gottesdienstlichen Ceremonien die Heiden herbeizulocken und anzuziehen. In recht feierlicher Weise, angethan mit dem prächtigsten Priestergewand, celebrirten sie ihren Götzen die Messe. Sie hängten große Bilder aus von Maria und anderen Heiligen, und lehrten die Indianer sprechen: „Heilige

Maria, heiliger Joseph, ꝛc., bitte für uns!" Wer das am schnellsten lernte, empfing ein Geschenk. Sie setzten die Indianer in Gruppen und lehrten sie den Rosenkranz beten. Sie gingen von Hütte zu Hütte und lehrten die Kinder das Kreuz schlagen an Stirne und an Brust, das Paternoster, das Ave Maria und das Credo nachsprechen; sie lehrten sie die 10 Gebote und ein Gebet an den Schutzengel. Sie vereinigten die Kinder zu Chören, welche während der Messe Gesänge vortragen mußten, um den Gottesdienst feierlicher zu machen. Kein Festtag der römischen Kirche blieb ungefeiert, denn jedes solches Fest imponirte dem unwissenden, neugierigen Volke. Was immer die römische Kirche erdacht und erfunden hat, die Sinne zu fesseln, das praktizirten die Jesuiten mit Erfolg unter den Indianern. Ihre meisten Getauften aber waren Kinder! Wo immer sie es fertig bringen konnten, einem Kinde durch List oder Gewalt die Taufe beizubringen, thaten sie es. Das gab denn die großen Zahlen ihrer „bekehrten" Indianer. Im Jahre 1647 allein zählten sie 1300 Neugetaufte, das Jahr darauf, während 13 Monaten, gar 2700! Am meisten gelangen ihnen solche Taufen in Krankheitsfällen. Die Heiden brachten ihre kranken Kinder gerne zum Missionar in der Meinung, daß er ihnen Medizin geben würde, aber der schlaue Jesuit taufte sie dann. Einer der sich rühmt so „in einem halben Jahre 206 Seelen gewonnen zu haben," sagt: „In der Krankheit würden viele Kinder ohne Taufe gestorben sein, wenn ich die Einwilligung der Eltern erwartet hätte. Man muß in diesem Falle List gebrauchen Die kleinen Kinder, welche sterben, werden mir es danken, wenn sie vor Gott sind." Nach diesem Grundsatz handelten die Jesuiten überall. Nicht selten aber wurde ihnen auch die Thür gewiesen, wenn sie ein krankes Kind besuchen wollten.

Katholische Missionare unter den Indianern.

Ihre Haupterfolge haben die Jesuiten unter den Huronen oder Wyandot gehabt, welche zwischen dem Huron und Ontario-See hauseten. Im Jahre 1639 zählte diese „Station" 32 Plätze mit 700 Wohnungen und 4000 Familien, also etwa 20,000 Seelen. Der Jesuit Brebeuf begann 1626 das Missionswerk unter ihnen. Nach 18jähriger Wirksamkeit, als die Mission zu Grunde ging und die Huronen von den Irokesen zerstreut und fast gänzlich vernichtet wurden, konnte Brebeuf 7000 Getaufte zählen. Das Ende der Huronen-Mission brachte auch dem treuen Missionar die Märtyrer-Krone. Brebeuf und Lalemant wurden von den Irokesen gefangen genommen und in die Dörfer der wilden Mohawk geschleppt. Grauenerregend sind die Martern und Qualen, die die beiden Missionare hier zu erdulden hatten. Brebeuf war wahrhaft ein Held. Trotz aller Peinigung stand er wie ein Fels. Während aller Qualen, die ihm die Mohawk zufügten, predigte er Christum. Um ihn zum Schweigen zu bringen, schnitt man ihm Lippen und Nase ab. Als er noch fortfuhr, Christum anzurufen, steckte man ihm glühend Eisen in den Hals. Und als jetzt noch seine Augen zum Himmel blickten, wurden auch diese ihm durch feurige Kohlen ausgebrannt. Die Heiden scalpirten ihn und goßen ihm dreimal siedend Wasser über das Haupt. Spottend riefen sie: „Jetzt taufen wir dich, damit du in deinem Himmel glücklich seist!" Andre riefen: „Du solltest uns danken, daß wirs so gut mit dir meinen, und dich in den Himmel schicken." Geduldig und freudig in Gott gab Brebeuf nach dreistündigem Leiden den Geist auf. Auch Lalemant bekam die Märtyrer-Krone. In Rinde gehüllt, die angezündet wurde, und eine ganze Nacht langsam verglimmte, mußte er eines quallvollen Todes sterben.

Die Jesuiten Patres hofften jedoch auch diese herzlosen Irokesen zu bezwingen. Im Jahre 1642 war wieder ein andrer Missionar, Pater Jogues, in ihre Gefangenschaft gerathen. Jogues betrachtete es als eine Fügung Gottes, daß diesem mächtigen Stamme der Irokesen, eigentlich „fünf Nationen," (nämlich: Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneka,) das Christenthum gebracht werde. Im ersten Jahre schon taufte Jogues an den Ufern des Mohawk Flußes 70 Irokesen. Andere Missionare folgten. Chaumonet und Claude Dablon gründeten eine Missionsstation am Onondaga-See. Am 18. Nov. 1655 ward die erste aus Rinde gebaute römische Kapelle im Staate New-York eingeweiht. Hunderte von Irokesen fielen den Missionaren zu. Onondaga wurde der Mittelpunkt der Irokesen-Mission. Innerhalb einer jeden der 5 Nationen befand sich eine Missions-Station. Die Jesuiten jubelten: „Die Irokesen bevölkern die Kirche wieder, welche sie entvölkerten. Sie bauen mehr Kapellen, als sie unter den Huronen zerstört haben. In zwei Monaten sind mehr Irokesen bekehrt worden, als bei den Huronen in mehreren Jahren." Natürlich nach jesuitischer Praxis und Rechnung; denn im Grunde genommen machte die Irokesen-Mission die Fortschritte nicht, wie ehedem die Huronen-Mission. Auch machten die Irokesen, unter Anführung der wilden Mohawk den Franzosen in Canada gerade viel zu schaffen, wie die sie begränzenden und bekämpfenden andern Indianerstämme. Ja es kam so weit, daß die Jesuiten erklärten, die Mohawk müßten, zum Heil der Kirche und der Franzosen, vom Erdboden vertilgt werden. Dazu freilich fehlt es den Franzosen an der nöthigen Macht. Aber die gläubig gewordenen Irokesen befolgten einen anderen, besseren Rath der Jesuiten, sie wanderten aus und gründeten in Canada, auf französischem Gebiete, bei Montreal, eine

Ein südlicher Indianer.

christliche Kolonie. Der Krieg zwischen Frankreich und England machte der römischen Irokesen-Mission gänzlich ein Ende.

Die Jesuiten indeß blieben rastlos thätig. Mit Erfolg arbeiteten sie unter den Algonkin-Indianern an der Mündung des St. Lawrence. Sie drangen zu den Illinoi und zogen den Mississippi abwärts, allenthalben das Kreuz aufpflanzend und die römische Herrschaft begründend. Der Jesuit Claude Allouez predigte 30 Jahre lang im oberen Flußgebiet des Mississippi, in Illinois, in Wiskonsin, in Michigan, unter 25 verschiedenen Indianer Stämmen. Die Illinois, Erbfeinde der Irokesen, schloßen um so bereitwilliger den Missionaren sich an, weil sie von den Franzosen Beistand und Hilfe erwarteten. Unter ihnen feierten die Jesuiten wieder große Erfolge. Volk und Land hatten sie unter Aufhängen von 4 großen Marienbildern „im Namen des Katholizismus, Jesus und der Maria" in Beschlag genommen. Im Jahre 1721 waren schon fast alle Illinoi-Indianer zum Christenthum übergetreten. Es scheint auch, als ob sie gerade besonderes Gefallen an dem römischen Kirchenpomp, den die Jesuiten ihnen vormachten gefunden hätten. Als einmal eine Partie christlicher Illinoi-Indianer nach New-Orleans kamen, entzückten sie die dortigen Franzosen durch ihre devote Kirchlichkeit ganz außerordentlich. Ein Jesuit berichtete: „Sie entzückten uns durch ihre Frömmigkeit und ihr erbauliches Leben. Jeden Abend beteten sie den Rosenkranz alternatim in Chören und jeden Morgen hörten sie Messe, indem sie dabei, besonders an Sonn- und Festtagen, Gebete und Hymnen sangen. Am Ende der Messe unterließen sie es nie, aus vollem Herzen das Gebet für den König zu singen. Die Ordensschwestern sangen die erste Strophe lateinisch und die Illinoi dann die übrigen Strophen in ihrer Sprache.

Dieses Schauspiel, welches ganz neu war, zog viele Leute zur Kirche und stimmte alle zur Andacht. Sie sangen auch sonst einzeln oder zusammen das Dies irae oder Vexilla regis oder Stabat mater und anderes. Viele Franzosen sind nicht so gut in der Religion unterrichtet wie diese Wilden." Die Illinoi-Mission war der Stolz der Jesuiten wie der Franzosen!

Auch unter den Abenaki, am Kenebek-Fluß in Maine, arbeiteten die Jesuiten. Pater Rasle war an 30 Jahre unter ihnen, 1695 bis 1724 und genoß das Ansehen eines Patriarchen. Er hatte sich 40 indianische Chorknaben herangezogen und mit ihnen celebrirte er in großartiger Weise seine Gottesdienste. Rasle meinte es mit den Abenaki gut. Sie liebten ihn auch wie Kinder ihren Vater. Nur die Engländer haßten ihn. Sie machten Anspruch auf das Land, das die Abenaki inne hatten. Rasle aber war nicht nur Jesuit, sondern auch Franzose, er bearbeitete seine Indianer für die Franzosen und gegen die Engländer. Blutige Zusammenstöße waren deßhalb unvermeidlich. Rasle betrachtete die gegenseitigen Fehden zwischen seinen Indianern und den englischen Kolonisten gewissermaßen als einen heiligen Krieg. Kein Indianer zog auf den Kampfplatz, er hatte denn erst Pater Rasles Segen empfangen. Die Engländer setzten einen Preis auf den Kopf dieses Jesuiten. In Massachusetts und New-York wurde bei Todesstrafe den Jesuiten untersagt, das Land zu betreten. Endlich, bei einem erfolgreichen Ueberfall der Engländer, fiel Rasle inmitten von 70 Indianern den Helden Tod. Die katholische Mission am Kenebek war aufgehoben. Die Reste der Penobscot-Indianer jedoch sind noch heute gute Katholiken. Die heilige Anna ist die Patronin des Stammes, ihr ist jede Kirche geweiht. Auch haben es die Jesuiten nicht unterlassen, ihre bigotten Anhänger mit blei-

bendem Haß gegen die Protestanten, oder Engländer, was ihnen als eins galt, zu erfüllen. Sie sagten ihnen offen, der Engländer Religion paße für die Indianer nicht, würde denen auch nichts nützen. Sie machten die Indianer glauben, Maria, die Mutter Jesu, sei eine Französin gewesen, die Engländer aber hätten den Herrn Jesum an's Kreuz geschlagen! —

Welch ein andrer Geist doch weht aus einer anderen Mission, die um diese Zeit unter den Indianern Fuß zu fassen begann — aus der Mission der mährischen Brüder, der Brüdergemeinde!

Im Jahre 1735 langten in Georgia, geführt von August Gottlieb Spangenberg, eine Anzahl Herrnhuter Brüder an. In Berthelsdorf zur Auswanderung gedrängt, war ihnen durch die Vermittelung des Grafen Zinzendorf die Kolonie Georgia als neue Heimath angerathen worden. Das Jahr darauf folgte eine weitere Kolonie Auswanderer, David Nitschmann war ihr Führer. Beim heimisch werden dieser Herrnhuter war es unvermeidlich, daß sie nicht auch mit des Landes Kindern, mit den Indianern, in Berührung gekommen wären. Sie hatten aber auch einen guten Fond christlicher Erkenntniß und Glaubens mitgebracht, weßhalb sie alsbald wußten, daß es Christenpflicht sei, sich dieser armen Heiden anzunehmen, um sie auf den Weg zur Seligkeit zu bringen. Auf der Insel Irene, im Savannah Fluß, predigten sie den Creek-Indianern. Peter Böhler war dazu extra von Herrnhut herüber gesandt worden, 1737. Drei Jahre darauf aber mußten die Brüder Georgia verlassen. Sie besaßen nämlich Privilegien, die sie vom Kriegsdienste befreiten, welche ihnen die Engländer, die jetzt mit den Spaniern um den Besitz des Landes zu ringen hatten,

nicht gönnten. In Pennsylvanien fanden die Brüder eine neue Heimath, und gründeten die Städte Bethlehem und Nazareth und zwar ganz nach dem Muster von Herrnhut in Deutschland.

Spangenberg war inzwischen wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Er erzählte in Herrnhut von den Indianern und der Mission Peter Böhler's unter ihnen. Flugs wurden 12 weitere Brüder zum Dienst für die Indianer-Mission ausgewählt. Einer, Christian Heinrich Rausch, ward auch alsogleich nach Amerika verabschiedet und landete am 16. Juli 1740 in New-York. Zinzendorf hatte ihm die Weisung mitgegeben, Acht zu haben, ob da oder dort etwa ein Indianer sich fände, den Gott durch seine Gnade selbst schon zubereitet habe; denn zu einem gesegneten Hören des Evangeliums gehören vom heiligen Geiste erweckte Ohren!

Rausch sprach offen von seinem Zweck und Ziel. Die New-Yorker Handelsherren aber hatten kein Verständniß für den Werth armer Heiden-Seelen. Menschenhandel verstanden sie besser. Der gute Herrnhuter Bruder ward bemitleidet und ausgelacht. Die Indianer, meinte man, wären so herabgekommen, daß ein Europäer es gar nicht wagen dürfe, auch nur unter ihnen zu wohnen. Und richtig, Rausch sollte selbst bald ein laut redend Beispiel von der Gesunkenheit der Indianer zu sehen bekommen. Es kamen nämlich etliche Gesandte der Mohikander zum holländischen Gouverneur von New York, die zumeist nur viehisch besoffen zu sehen waren. Der arme Rausch mußte sagen, bei solchen Sklaven des Branntweins kann nur wenig Hoffnung für den Einfluß des Evangeliums sein. Dennoch erpaßte er bei zweien, bei Tschoog und Schabasch, einen nüchternen Augenblick, in welchem er ihnen sogleich die Frage vorlegte: „Wollt ihr einen Lehrer

haben, der euch den Weg zur Seligkeit zeigt?" Und wie war Bruder Rausch erstaunt und erfreut, als diese mit „Ja" antworteten und ihn sogleich einluden, sie zu ihrem Volke zu begleiten. Rausch war überzeugt, er hatte die Leute gefunden, die Gott selbst für die Predigt empfänglich gemacht. Am 16. August, einen Monat nach seiner Landung, finden wir Miss. Rausch schon in voller Thätigkeit in Schekomeko, einem Indianerdorf, da wo New-York, Massachusetts und Connecticut sich berühren. Die Indianer verstanden etwas Holländisch, und so hatte Rausch gleich mit der Predigt unter ihnen beginnen können. Er predigte ihnen von Christo dem Gekreuzigten, dem Lamme Gottes, das erwürget ist, und der Welt Sünde trägt. Aufmerksam erst hörten ihm die Indianer zu, dann aber verspotteten sie ihn, daß er ihnen von einem am Kreuz gestorbenen Gott und Heiland predigen wolle! Rausch mußte selbst sagen: „Es war, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte." Dazu kam, daß die weißen Nachbaren, Holländer zumeist, Rausch's Beginnen, nur gar nicht gerne sahen. So lange die Indianer Heiden wären, meinten sie, ließe sich mit ihnen Geschäfte machen, wenigstens in Branntewein, wären sie aber Christen, so höre das auf. Sie verleumdeten daher Rausch bei den Indianern und zwar mit solchem Erfolg, daß er für eine zeitlang Schekomeko verlassen mußte. Ein Indianer warf ihm sogar sein Tomahawk nach, jedoch ohne ihn zu treffen. Rausch aber kam wieder und diesmal fand er, daß Gott wirklich jenen Beiden, die er in New-York getroffen, das Herz aufgethan hatte. Tschoog legte später folgendes, die Missionsweise der „Brüder" bezeichnende und ehrende Zeugniß ab: „Ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden und weiß also wohl, wie es mit den

Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinest du, wir wissen das nicht? Geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein Anderer kam und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen und dergl. Wir antworteten: Du Narr, denkst du, wir wüßten das nicht selbst? Lehre das erste die Leute, von denen du herkommst, daß sie das nicht mehr thun; denn wer säuft, wer lügt, wer stiehlt ärger, denn die Weißen! So schickten wir den fort. — Dann kam Christian Heinrich Rausch zu mir, er setzte sich neben mich in meine Hütte und sagte: Ich komme zu dir im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen wollte. Er will dich erretten aus allem deinem Elend. Dazu ist er selbst ein Mensch geworden und hat sein Leben für die Menschen gegeben und sich am Kreuze für deine Sünden als ein Opferlamm schlachten lassen, u. s. w. Darauf legte er sich in meiner Hütte auf ein Brett und schlief, denn er war müde. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? der legt sich daher und schläft so sanft und ich könnte ihn doch mit einem einzigen Schlage das Leben nehmen, er wüßte es gar nicht! Wer würde nach ihm fragen? Aber seine Worte konnte ich nicht los werden. Am Tage dachte ich darüber nach und des Nachts träumte ich von dem gekreuzigten Heiland, der für meine Sünden gestorben ist. Ich erzählte es den andern Indianern, was der Mann mir gesagt, der so furchtlos in meiner Hütte geschlafen. Und sie fingen an zu glauben, wie ich auch durch Gottes Gnade. Daher sage ich: Brüder! prediget den Heiden Christum den Heiland, Sein Blut und Seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen!"

Tschoog war der Erste, der in Schekomeko getauft wurde

und empfing den Namen Johannes. Ihm folgten bald Andere; denn in Schekomeko entstand eine solche Bewegung, daß die Indianer Tagereisen weit her kamen, den deutschen Prediger zu hören und sich taufen zu lassen. Am Ende des Jahres 1742 waren 31 Heiden getauft. Hier aber ward nicht getauft, wie bei den Jesuiten. Es galt die Regel: Die Predigt für Alle, die hören wollen. Die Taufe bei Erwachsenen aber nur, wenn sie ihren Glauben an Christum aufrichtig bekennen, bei Kindern, wenn ihre Eltern Christen sind und also christlich erzogen werden können. Nach Hunderten freilich konnte man hier die Getauften darum nicht zählen, aber die getauft wurden, bildeten eine gute Grundlage zu einer rechten christlichen, evangelischen Gemeinde. Zinzendorf, der selbst Augenzeuge des Gnadenwirkens des heiligen Geistes in Schekomeko gewesen, gab den vier Erstlingen aus den Heiden das Zeugniß: „Sie sind rechte Gottesmänner!"

Miss. Rausch hatte längst schon Mitarbeiter von Deutschland erhalten. Neben ihm standen die Missionare Büttner, Mack u. A. Ihre Weise war, den Indianern sich möglichst anzuschließen, in Kleidung und Allem. Einer sogar nahm eine Indianerin zum Weibe. Das gewann ihnen die Herzen der Heiden. Die weißen Nachbaren aber schworen Feindschaft! Sie sagten: Die Deutschen sind Römlinge wie die Franzosen. Sie sprengten aus: Im Missionshause lagern 3000 Gewehre, mit welchen im passenden Augenblicke alle Indianer, sammt Holländern und Engländern, Alles, was nicht Römisch sei, kalt gemacht werden würde. Man forderte den Missionaren einen Eid ab, zu beschwören, daß (der englische) König Georg, der rechtmäßige Herrscher sei, und daß sie die (katholische Lehre von der) Transsubstantiation, das Fegfeuer, die

Anbetung der Maria verwürfen. Da aber die Missionare verlangten, man solle ihnen auf's Wort glauben, zumal sie Gewissensbedenken hätten, überhaupt zu schwören, — da war es ausgemacht: sie seien Päpstler und wirken nur im Interesse der Franzosen und des Papstes. Gouverneur Clinton von New-York berichtet über unsre Missionare nach England also:

„Seit einiger Zeit wird die Colonie von verdächtigen Subjekten und strolchenden Predigern heimgesucht, welche das Volk verführen und sich für besser als andere halten. Sie stehen sogar im Verdacht, päpstliche Emissäre zu sein und Aufstände unter Sr. Majestät getreuen Unterthanen zu beabsichtigen. Sie wollen selbst, wie Whitefield, die Indianer und Neger bekehren, als ob man Menschen trauen könnte, die sich mit Schwarzen abgeben. Diese mährischen Brüder haben sich vor allem in Pennsylvanien festgesetzt, wo das Uebergewicht der Deutschen bereits so groß ist, daß sie bald die englische Bevölkerung verdrängen werden. Sie machen jetzt auch in unserem Staat Proselyten, sind dabei ehrgeizige, eitle Menschen, welche, statt bei dem erlernten Handwerk zu bleiben, den Pfarrer spielen und mit ihren unverständlichen Lehren die Massen bethören. Vor ihnen muß man sich ganz besonders hüten. In Schekomeko ließen sich einige Herrnhuter dauernd nieder, heiratheten Indianerinnen und erregten dadurch die Aufmerksamkeit, sowie die Eifersucht der benachbarten Weißen. Wir fürchten um so mehr, daß sie die Indianer verführen möchten, als sie ohne Erlaubniß der Behörde in's Land kamen und dem König den Treueid nicht leisten wollten. Daraus geht hervor, daß sie Böses im Schild führen, daß sie verkappte Papisten sind, und daß ihnen recht geschehen ist auf Grund des königlichen Befehls, wonach kein Weißer unter dem Vorwand der Bekehrung der Indianer

unter ihnen wohnen darf. Wenn dieser Act ursprünglich auch nur auf den Krieg berechnet war und blos ein Jahr in Kraft bleiben sollte, so wäre es doch besser, ihn auf unbestimmte Zeit beizubehalten."

Bei solcher Gesinnung ließ sich nichts Gutes ahnen für die Mission der deutschen Brüder. Doch wir müssen uns jetzt nach dem Manne umsehen, mit dessen Lebensgange die Brüdermission unter den Indianern eng verwoben ist, ja, der der eigentliche Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern gewesen ist und zwar sieben und sechzig Jahre lang! Sein Name ist David Zeisberger.

2. Der entlaufene Student.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 in Zeuchtenthal, in Mähren, im sogenannten Kuhländchen, geboren. Seine Eltern hatten ein einträglich Besitzthum, mußten es aber aufgeben, weil sie um ihres evangelischen Glaubens willen von der katholischen Regierung hart bedrängt wurden. Auf Berthelsdorf, der Brüder Kolonie, fanden sie eine Zufluchtsstätte. Sie schlossen sich aber dem Auswanderungs-Zuge nach Amerika nach Georgia an, nur den kleinen David ließen sie zurück; er sollte erst in Herrnhut die Schule besuchen und dann als brauchbarer Mensch nachkommen. Und David zeigte auch in Herrnhut, daß ihm das Lernen von Statten ging, und er wohl brauchbar werden könne, namentlich bei Erlernung der alten Sprachen, Latein und Griechisch, ließ er seine Mitschüler weit hinter sich.

David Zeisberger war 15 Jahre alt, als in Holland, in Herrendyk, eine neue Brüdergemeinde nebst Schule ge-

gründet wurde. Zinzendorf versetzte den jungen Zeisberger hierher, er sollte Holländisch lernen, wer weiß, ob er nicht noch als Missionar zu gebrauchen sein möchte! Aber die etwas gar zu strenge Zucht in Herrendyk wollte dem jungen, lebensfrohen Schüler nur gar nicht behagen. Eines Tags besprach er sich mit einem gleichgesinnten Kameraden, Herrendyk zu verlassen, nach England zu fliehen und dort zu sehen, ob man nicht nach Amerika kommen könnte. Sein Vater hatte ihm von den wilden Indianern geschrieben, unter ihnen, meinte er, könnte er sein Leben nützlicher zubringen, als bei diesen finsteren Lehrern in Holland. Gedacht gethan, — Zeisberger und Schober nahmen ungemeldeten Abschied. Ein Schiffskapitän nahm sie nach London mit. Hier brachte sie ein deutscher Wirth mit Oglethorpe, dem Gouverneur von Georgia, zusammen und dieser sorgte für freie Ueberfahrt nach Amerika. Besser hätten es sich die beiden reiselustigen Jünglinge gar nicht wünschen können! In Amerika angelangt schrieb David von Philadelphia aus sogleich an seine Eltern, die inzwischen auch nach Bethlehem übergesiedelt waren, einen kurzen Anmelde-Brief: „Ich habe die Heimath verlassen und komme um Missionar zu werden; die armen Heiden dauern mich. Bald bin ich bei Euch. Nehmet mich auf! Ihr sollt einen gehorsamen Sohn haben. David Zeisberger."

Zeisberger's Eltern waren ob dieser Botschaft nicht wenig überrascht, noch mehr aber, als David wirklich ins Haus trat. Sie erkannten ihn gar nicht wieder. „Du willst Missionar werden!" redete sein Vater ihn alsogleich an und frug: „Bist du denn selber ein Christ?" Diese Frage kam David ganz unerwartet, das hielt er ja für selbstverständlich. Freilich, sagte er, bin ich ein Christ! Bin ich doch getauft und confirmirt, ich gehe in die Kirche, kann auch beten und habe nichts

Schlechtes gethan." „Mein Sohn," antwortete der Vater, „siehe dort an der Wand ist mein Schatten. Alles was ich thue, thut er auch, er steht auf, geht, setzt sich wieder, faltet die Hände, aber — ist denn mein Schatten ein Mensch?" David schwieg. Da erhob die Mutter ihren Finger und sagte: „David, die fünf thörichten Jungfrauen waren der Schatten von den fünf klugen; so bist du in deinem Christenthum nur der Schatten von deinem Vater." „Nicht so, liebes Weib," entgegnete der Vater, „so habe ichs nicht gemeint. Wahr ist's ja freilich, wir haben alle unsere Schatten."

David war bald heimisch im neuen Vaterlande. Indianer begegneten ihm auch allenthalben und sie insbesondere zogen ihn an, wollte er doch ihr Missionar werden. Wo immer er konnte, suchte er ihre Gesellschaft. Ihre Sprache lauschte er ihnen ab. Ihre Gewohnheiten im Reiten, Jagen und dergleichen ahmte er ihnen fleißig nach. Ihr Missionar aber sollte er noch nicht werden. Die Vorsteher der Brüdergemeinde rechneten es ihm hoch an, das er aus Herrendyk fortgelaufen. Zinzendorf, der besuchsweise in Amerika weilte, erklärte: Auch für einen Missionar gelte das Wort: „Gehorsam ist besser denn Opfer." Dem stimmte Davids Vater von Herzen bei. Und damit aus dem Jungen am Ende doch noch etwas werde, wurden Vater und Zinzendorf eins, er müsse nach Deutschland zurück und dort seine Studien vollenden. Armer David, wo bleiben deine Pläne? Doch David wollte zeigen, daß er auch könne Gehorsam sein. Ohne Widerrede willigte er ein.

Vier Jahre nach der Ankunft in Amerika finden wir David Zeisberger wieder auf einem Schiffe im Hafen New Yorks. In Begleitung von Zinzendorf und David Nitschmann solls wieder nach Deutschland gehen, um die dort unterbrochenen

Studien zu vollenden. Ernst, nachdenklich lehnt der Jüngling am Verdeck und sucht am Horizont die Berge Pennsylvaniens nochmals zu erspähen. Es ist ihm, als sähe er die wilden Indianer in der Ferne reiten und jagen. Wie gerne möchte er bei ihnen sein, unter ihnen bleiben und ihnen erzählen, was er vom Christenthum weiß. Aber er soll ja erst noch lernen, um Missionar werden zu können, hat man ihm gesagt. „Nun, sie mögen recht haben," beruhigt er sich, aber eine Thräne rollt doch über seine Wangen. Nitschmann, der ihn eine Zeit lang beobachtet, frägt, was ihm denn fehle? Mit Schluchzen antwortet David: „Ich wäre so gerne Missionar geworden. Die armen Heiden jammern mich!"

„Aber," entgegnete Nitschmann, „um Missionar zu sein, da muß man auch etwas gelernt haben. Und du hast doch keine Lust zum Lernen, sonst wärst du ja nicht von Draußen fortgelaufen."

David senkte das Haupt. „Ach ja," sagte er nach einer Pause, „das war freilich ein großer Fehler, daß ich fortgelaufen. Aber was nützt denn den Indianern Latein und Griechisch?"

„Ganz recht," lächelte Nitschmann, „Latein und Griechisch brauchen die Indianer nicht zu kennen. Aber so wenig du Latein und Griechisch lernen willst, so wenig wirst du auch die Sprache der Indianer erlernen."

„O nein!" rief David begeisterungsvoll. „Ich bin kein Faullenzer. Ich habe diese vier Jahre nicht nur mit meinem Vater fleißig gearbeitet, ich habe auch meine freie Zeit benützt mit den Indianern zu verkehren, und habe ihre Sprache gelernt. Ich kann mit Irokesen und Delawaren reden." Und ehe sichs Nitschmann versah, stand David bei einem Delawaren, der zufällig auch an Bord war und unterhielt sich wirklich

ganz gewandt mit ihm in seiner Muttersprache. Dann wieder zu Nitschmann gehend, fuhr er eifrig fort: „Ich kann auch mit dem Bogen schießen, kann ein Pferd auf der verkehrten Seite besteigen mit dem rechten Fuße voran und kann ohne Sattel und Bügel reiten, so gut wie ein Indianer.“ Als Nitschmann lächelte, sagte David etwas verletzt fühlend: „Herr Pastor, lachen sie nicht. Das Alles gehört dazu, wenn einer Indianer bekehren will; er muß auch mit ihnen reiten können. Ich habe mich auch daran gewöhnt, unter freiem Himmel zu schlafen bei kalter Winternacht in der Buffalohaut oder unter dem Pferde. Man muß Frost und Hitze, Hunger und Durst ertragen und mit ihnen theilen können.“

Erstaunt frug Nitschmann: „Bist du etwa auch in den Nächten bei ihnen gewesen, wenn der Vollmond eintritt?“

„Ja freilich in den Nächten, wenn sie ihre Götzenfeste halten.“

„Da hast du dann auch an ihrem Tanzen und Springen, Toben und Heulen theilnehmen müssen?“ „O nein! Von ferne nur habe ich zugeschaut. Ihren Götzendienst meinte ich, muß man kennen lernen, wenn man sie bekehren will. An ihren schlechten Sitten habe ich nicht theil genommen. Ich bin doch kein Heide!“

„Aber bist du denn ein Christ? Hast du dich denn auch bekehrt?“

„Ja, so hat mich mein Vater auch gefragt, als ich von Deutschland kam. Hätte man mir das nur Draußen gesagt, ich hätte meine Bekehrung längst vorgenommen. Aber, passen sie nur auf, Herr Pastor, ich will mich schon bekehren, daß es eine Art hat. Nur die armen Heiden dauern mich! —“ Und wieder rollten Thränen über seine Backen.

„Anker gelichtet!“ kommandirte der Capitän. Nitschmann aber riß schnell ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche, schrieb hastig einige Worte darauf, überreichte es David und sagte: „Eile, gehe zu deinen Eltern zurück und gieb ihnen das!“ Das ließ sich David nicht zweimal sagen. Freudestrahlenden Antlitzes stand er am Ufer, winkte dem absegelnden Schiffe nach und — in den nächsten Tagen war er wieder in Bethlehem bei seinen Eltern.

Abermals vier Jahre später, 1745, finden wir David Zeisberger auf seinem ersten Missionswege, und der sollte ihm zeigen, was seiner als Missionar wartete. Die Indianer-Gemeinde in Schekomeko nämlich ward von den umwohnenden Weißen so sehr bedrängt, daß sie den Entschluß faßte, einen anderen Wohnplatz aufzusuchen. Der ausgewählte Ort aber gehörte ins Gebiet der Irokesen. Es mußte daher erst die Erlaubniß zur Uebersiedlung und Besetzung von dem „großen Feuer“ d. i. von der großen Rathsversammlung in Onondaga eingeholt werden. Die Brüder ordneten zu diesem Zwecke den Miss. Post ab und gaben ihm den jugendlichen Zeisberger, wegen seiner vortrefflichen Sprachkenntnisse, als Begleiter bei. Die Irokesen aber hielten es derzeit politisch mit den Franzosen gegen die Engländer. Und als die Engländer nun von der Gesandtschaft Posts und Zeisbergers hörten, stellten sie ihnen nach, man hielt sie für Spione und Landesverräther. Unterwegs wurden sie aufgegriffen und in Albany ins Gefängniß geworfen. Sie wurden hier, den gemeinsten Verbrechern gleich, sehr hart gehalten. Sie freuten sich, daß sie gewürdigt wurden, um Christi willen Schmach zu leiden. Als ihnen eines Tags aber ein Engländer, der sie längere Zeit still beobachtet hatte, freundliche Worte sagte, so erquickte das ihr Herz. Er sagte: „Obgleich ich euch nicht kenne, sehe ich

Reise-Abenteuer unter den Indianern.

doch, daß das Lügen sein müssen, wessen man euch beschuldigt. Ihr leidet um des Namens Jesu willen. Tröstet euch, alle die den Herrn Jesum lieb haben, müssen gehaßt werden und Verfolgung leiden." — Nach sieben langen Wochen wurden die unschuldig Gefangenen wieder frei gegeben.

Der bedrängten Gemeinde in Schekomeko wegen wurde eine zweite Gesandtschaft nach Onondago abgeordnet, diesmal unter der Leitung von Spangenberg. Aber auch Zeisberger war wieder nebst einigen Andern dabei. Drei Monate lang währte die Reise und war voller Beschwerden. Der Weg führte durch Urwälder, Sümpfe und Moräste. Die Indianer-Stämme, die man traf, waren meist feindlich gesinnt; denn sie trauten den Weißen nicht. Darum litt die Reisegesellschaft häufig Mangel am Nöthigsten. Eines Tags, als man lange vergeblich nach Nahrung gesucht, fand man plötzlich im Walde ein Bärenviertel an einem Baum hängen. Ein Jäger hatte einen Bären erlegt und weil er die ganze Beute nicht fortbringen konnte, hatte er einen Theil für weniger Glückliche hier aufgehängt. Ein andermal lagerte die hungrige Gesellschaft an einem Bach im Sonnenschein. Spangenberg wandte sich an Zeisberger und sagte: „David, siehe, da ist ein Bach und wir haben nichts zu essen; gehe, fange uns Fische!" „Wie gerne," erwiderte Zeisberger, „wollte ich das thun! Aber in dieser Jahreszeit sind in solch niederem Wasser keine Fische." „Aber David," fährt Spangenberg fort, „weißt du nicht, daß ein Missionar gehorsam sein muß? Ich sage dir, gehe und fange Fische!" „Nun, wenn es sein muß, so will ichs gern thun," sagte Zeisberger, dachte aber: der gute Spangenberg versteht das eben nicht, sonst würde er mir die Mühe ersparen, denn hier sind jetzt keine Fische. Aber siehe, wenige Minuten nur und es zappelt ganz gewaltig in

Zeisbergers Netze. Eine Menge großer Fische zieht er ans Land zur großen Freude der hungrigen Gesellschaft. Spangenberg aber sagt lächelnd: „Habe ich dir es nicht gesagt, David? Glaubst du nun, daß wir einen guten himmlischen Vater haben?“ Ja dieses Ereigniß war für Zeisberger was für Petrus der Fischzug im See Genezareth gewesen ist, — die Entscheidung zu seinem Beruf. „Von nun an sollst du Menschen fangen,“ hatte dort der Herr zu Petro gesagt. In Zeisbergers Herzen hallte es jetzt fort und fort wieder: „Wir haben einen guten himmlischen Vater!“ Nichts sollte ihn mehr aufhalten noch hindern, das Panier des Kreuzes unter den Indianern hin und her zu tragen. Wir werden sehen, wie ihm dies gelungen ist trotz Hunger, trotz Banden, trotz Feuer und Schwert!

Spangenberg und seine Begleiter waren endlich in Onondago angelangt. Wie aber sollten sie bei dem „großen Feuer“ Zutritt erhalten, an welchem nur die Häuptlinge der 5 Irokesen Nationen und etwa hohe Bundesgenossen theilnehmen durften? In den Augen der stolzen Irokesen, von denen jeder Einzelne sich mindestens gleichbedeutend achtete mit einem König von England oder Frankreich, galten diese Weißen nicht mehr als widerliches, ohnmächtiges Gewürm. Doch Zinzendorf hatte einst, 1742, mit etlichen Irokesen-Häuptlingen einen Bund geschlossen und zum Bundeszeichen den Wampomgürtel erhalten, — eine Schnur voll schöner, zierlicher Muscheln; — den schnallte Spangenberg um. Und siehe, Spangenberg und seine Begleiter durften als Verbündete am Rathsfeuer theilnehmen! Auch ihre Bitte wurde bereitwilligst gewährt. Die bedrängten Schekomekoer sollten im Irokesen-Gebiet, in Wajomick, eine sichere Heimath finden. Mit Dank und Freude kehrte die Gesandtschaft zurück. Weigerten

Vier Irokesen-Häuptlinge.

sich auch die Schekomekoer jetzt, das Anerbieten der Irokesen anzunehmen, so konnte doch die Thatsache, daß Spangenberg und Zeisberger Zutritt zum „großen Feuer" erhalten hatten, für die Zukunft der Indianer-Mission von unberechenbarem Nutzen werden. Sie waren als Gleichberechtigte im Rath anerkannt. Sie hatten wie jeder Häuptling der Nationen Sitz und Stimme bei den Berathungen. Das war bisher noch keinem Weißen gewährt worden.

Nicht Wajomick wählte die bedrängte Gemeinde von Schekomeko, sondern sie siedelte in die Nähe von Bethlehem über, da ihr auch der Governeur von Pennsylvanien Asyl anbot. Zehn Familien waren es erst, 44 Personen zählend, die 1746 Schekomeko verließen. In Friedenshütten, bei Bethlehem, ließen sie sich nieder. Später gründeten sie ein eigenes Dorf und nannten es Gnadenhütten. Jenen 44 folgten immer neue Züge und auch sonst sammelten bedrängte Indianer sich hier, so daß Gnadenhütten 5 Jahre darauf schon über 500 Seelen zählte. Das bei der Gründung erbaute Kirchlein war längst zu klein geworden und hatte einem großen, stattlichen Gotteshause Platz gemacht. In ihr predigten die Missionare Mack und Rauch. Auch die Privat-Seelsorge pflegten diese fleißig. Das Gemeindewesen in Gnadenhütten war übrigens geradeso geordnet wie in jeder anderen Herrnhuter Gemeinde. Das Abendmahl ward allmonatlich gefeiert und fleißig besucht. Die Indianer nannten den Abendmahls-Sonntag „den großen Tag." Jeder Communikant mußte sich aber immer vorher beim Missionar persönlich anmelden. Die Gemeinde hatte zwei Herbergen erbaut, eine für fremde Christen, die andere für Heiden, welche auch immer zahlreich nach Gnadenhütten pilgerten, um die schönen Gottesdienste zu sehen, bei denen doch immer die Predigt von Christo das

Schönste war. Ganz besondere Aufmerksamkeit wurde in Gnadenhütten auch der Schule zugewandt. Die Missionare hielten auch ihre Augen offen, wo sie einen Indianer fänden, der sich eignen möchte ein Prediger zu werden Ein solcher ward immer erst als Gehilfe oder als Begleiter angestellt und erhielt dann ab und zu Gelegenheit, selbst öffentlich zu reden und zu predigen. Kurz, Gnadenhütten war wirklich und wurde es immer mehr, eine Hütte der Gnade Gottes für die Indianer! Einer der Missionare schreibt: „Wer noch nie eine solche Gemeinde gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie einem zu Muthe ist, wenn man dieses aus Heiden gesammelte Volk beisammen sieht."

Während des lieblichen Fortgangs in Gnadenhütten fand auch der junge Zeisberger immer mehr Gelegenheit, sich in den Missionsberuf hinein zu arbeiten. Die Sprache des rothen Mannes verstand er gut, er konnte ja mit Delawaren wie mit Irokesen verkehren, für beide fand er in Gnadenhütten reichlich Gelegenheit. Aber die älteren Brüder griffen noch oft nach ihm, wenn sie einen Begleiter brauchten für eine auswärtige Missionsreise. So versuchte man's namentlich auch im Susquehannah-Thal, wo Brainerd gewesen und so wenig ausrichten konnte. Miss. Mack ließ sich in Schomokin nieder und Zeisberger besuchte einige im Fluß liegende Inseln. Man trug sich aber auch mit dem Gedanken, unter den Irokesen selbst Missionsstationen zu gründen. Dies aber durfte nicht geschehen, wenn nicht das „große Feuer" in Onondaga vorerst befragt wäre. Bischof Cammerhof unternahm daher wieder einmal eine Reise nach Onondaga, 1750, und Zeisberger natürlich war sein Begleiter.

Zeisberger war das Reisen schon gewöhnt, auch die härtesten Strapazen konnten ihn nicht entmuthigen. Er suchte auch, wo

immer er konnte, seinem Bischof die Reisebeschwerden zu erleichtern. Fünf Wochen lang währete die Reise, die man heute mit der Eisenbahn in einem Tage zurücklegen kann. Das Zusammentreffen mit Indianern unterwegs brachte mancherlei Abwechselung. Ein alter Häuptling, den sie trafen und mit dem Zweck ihrer Reise vertraut machten, schüttelte bedenklich den Kopf und meinte: Neuigkeiten dieser Art seien für einen Irokesen nicht, der stirbt wie seine Väter. Das Rathsfeuer in Onondago jedoch, nachdem ihm Zeisberger in feuriger Rede Absicht und Gesuch mitgetheilt, gab nach längerer eingehender Berathung folgenden Bescheid: „Die Irokesen wollen die Blaßgesichter diesseits wie jenseits des großen Wassers (Oceans) als Brüder ansehen. Der Bund soll auch nicht gebrochen noch zerrißen werden. Zwei christliche Lehrer dürfen im Gebiet der Irokesen sich niederlassen, in Onondago, oder wo sie wollten, um ihre Sprache recht tüchtig zu lernen."

Cammerhof und Zeisberger kehrten Dank erfüllt nach Bethlehem zurück. Gott hatte seinem Evangelium eine weite Thür aufgethan. Wer aber sollte jetzt die geöffnete Pforte betreten? Wer eignete sich besser als Zeisberger? Das erkannte die ganze Gemeinde zu Bethlehem. Noch aber klebte ja ein Schatten an seiner Vergangenheit. Man beschloß darum: Zeisberger solle erst noch eine Reis nach Europa unternehmen, und draußen alles Mißtrauen gegen den einst entlaufenen Studenten aus dem Wege räumen; dann solle er, wenn ihn Gott wieder zurückkommen läßt, ans Werk unter den Irokesen gehen. — Der Bischof Cammerhof aber, der mit viel Hingebung der Mission diente, ging nach vierjähriger Wirksamkeit, während welcher er 89 Indianer hatte taufen dürfen, zu seiner Ruhe ein. Er starb am 28. April 1751. Als Cammerhof einmal am Susquehannah pre-

digte, hatte ein Indianer einen solchen Zorn gegen ihn gefaßt, daß er ihm nachlief, ihn meuchlings zu ermorden. Cammerhof drehte sich plötzlich um und überraschte seinen Mörder mit angeborner Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Das entwaffnete den Wilden und machte ihn selbst später zu einem Lämmlein der Heerde Christi.

3. Der furchtlose Missionar.

Von Europa zurückgekehrt, machte sich Zeisberger sogleich auf, um zu den Irokesen nach Onondago zu ziehen. Die Missionare Mack und Rundt begleiteten ihn. Unterwegs wurden sie von den Oneida-Indianern aufgehalten. Man bedrohte sie, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Man meinte, die Weißen hätten gar nicht nöthig der Indianer Sprache zu erlernen. Zeisberger bat um eine öffentliche Rathssitzung. 20 Häuptlinge versammelten sich, Zeisberger zu hören. In muthvoller Sprache setzte er ihnen auseinander, was seiner Reise eigentlicher Zweck sei; nicht nur der Indianer Sprache wolle er erlernen, die könne er ja bereits, er wolle ihnen vor allen Dingen den Weg zum ewigen Leben zeigen. Auch sei er ja längst ihr Verbündeter, was der Wampom-Gürtel bezeuge, welchen er trage. Da wagte keiner der Häuptlinge, dem merkwürdigen Weißen weiter zu widersprechen, ja man gab sogar den Missionaren sicher Geleit nach Onondaga.

In Onondago wurden Zeisberger und seine Begleiter sehr freundlich aufgenommen. In der Hütte eines Häuptlings erhielten sie Herberge. Kein Haus war ihnen verschlossen; ungehindert durften sie mit Jedermann verkehren. Sie suchten sich auch ihren rothen Freunden so nützlich als möglich zu ma-

chen. Beim Hüttenbau griffen sie mit an und gaben denselben wohlgefälligere Formen. Die Werkzeuge der Indianer verbesserten sie. Auch im Landbau suchten sie Rath zu ertheilen und mit zu helfen. Zudem verstand sich auch Zeisberger etwas auf Chirurgie, er wusch und verband ihnen bereitwilligst ihre Wunden. Sonst aber mied er es, den Kranken mit Medizin zu dienen, damit er im Falle eines Todes nicht etwa die Schuld bekommen möchte. Durch diese Leistungen aber gewannen sich die Missionare die Herzen Aller. Sie machten auch Missions-Ausflüge zu den Tuscarora und Cajuga. Dabei passirte es Zeisberger, daß ein weißer Branntweinhändler ihn beinahe erschlagen hätte, hätten es nicht die Indianer verhindert. Die Indianer betrachteten Zeisberger eben ganz als den Ihren und waren bereit, selbst ihr Leben für ihn einzusetzen.

Doch nur bis zum Winter währete der Aufenthalt in Onondago. Zum Winter, beim Anbruch der Jagdzeit, zog alle Mannschaft in den Urwald, nur Greise, Weiber und Kinder blieben daheim. So kehrten denn auch die Missionare für die Wintermonate nach Bethlehem zurück. Zeisberger benützte die Mußezeit, um Bibelabschnitte und Lieder in die Irokesen-Sprache zu übertragen. Beim Anbruch des Sommers zog der neu gerüstete Missionar wieder nach Onondago und im Winter wieder zurück.

In den Winter-Pausen unternahm Zeisberger auch andere Missionsreisen; so einmal zu den Nantikok und Schawanesen.

Jener Besuch gab Anlaß, daß im Sommer 1752 eine Gesandtschaft der beiden Stämme nach Gnadenhütten kam und den christlichen Indianern daselbst ein Bündniß antrug, gegen andere wilde und feindselige Indianerstämme. Die

Leute zu Gnadenhütten empfingen die Gesandtschaft, bestehend aus 107 Personen, in der zuvorkommendsten Weise. Sie speisten sie gastlich und schloßen mit ihnen, auf Anrathen der weißen Brüder von Bethlehem, das angetragene Bündniß. Dieses Bündniß aber sollte für Gnadenhütten wie für die ganze mährische Ansiedlung in Pennsylvanien die traurigsten Folgen haben. Ueberhaupt ward der 1755 zwischen Engländern und Franzosen ausbrechende Krieg recht verhängnißvoll für die Brüdergemeinden zu Bethlehem, Nazareth und Umgegend. Die Engländer hielten die „Brüder" für Feinde, weil diese es mit den Irokesen hielten und die Irokesen auf Seiten der Franzosen standen. Die Engländer reizten die wilden Indianerstämme gegen die christlichen Indianer und gegen die deutschen „Brüder" auf und bedrängten diese überhaupt auf alle nur erdenkliche Weise.

Gnadenhütten war inzwischen zu eng geworden; es bot nicht mehr genügenden Raum für alle hier zusammenkommenden christlichen Indianer. Darum wurde die Ansiedlung ans andere Flußufer verlegt und Neu-Gnadenhütten benannt. Nur das Pilgerhaus blieb am alten Platz, an der Mahony stehen. Hier wohnten zumeist Missionare, um sich der ab- und zugehenden heidnischen Indianer annehmen zu können. Aber die Haltung der benachbarten wilden Indianer-Stämme war eine immer bedrohlichere geworden. Zeisberger war in Bethlehem. Am Abend des 24. November 1755 empfing er Nachricht, daß ein Gewaltstreich gegen Gnadenhütten, insbesondere gegen das Pilgerhaus, geplant sei. Rasch sattelte er sein Pferd und sprengte zu den bedrohten Missionsgeschwistern. Man wollte ihn zurückhalten, damit er nicht selbst den Feinden in die Hände fiele. Aber Zeisberger ließ sich nicht halten. Am Fluß angelangt, stürzt er sich mit dem Pferd ins Wasser,

Der Ueberfall an der Mahony.

um durchzuschwimmen. Mitten im Strom begegnet ihm Flintengeknatter. Zeisberger wendet um. Wieder am Ufer — sieht er das Pilgerhaus in Flammen aufgehen! „Zu spät," ruft er und steht in Gedanken vertieft. Da steigt ein Indianer Knabe aus dem Fluß, — er ist den Mördern entronnen,— und bringt Zeisberger gar traurige Mähr. Drüben im Pilgerhause saßen am Abend die Missionsgeschwister traulich beisammen. Plötzlich fällt ein Flintenschuß. Martin Nitschmann eilt zur Thür und fällt getroffen nieder. Sein Weib und etliche Andre fliehen verwundet auf den Boden und verrammeln die Thür. Bruder Partsch springt durch ein Hinterfenster und entkommt. Die Indianer suchen die Thür zu sprengen, wo die Geflüchteten sind. Als es ihnen aber nicht gelingt, stecken sie Haus und Gehöfte in Brand. Ein Indianer-Knabe, unser Bote, springt vom Dach und obwohl ihn eine Kugel streift,entkommt er. Dasselbe gelingt Schwester Partsch durch einen gleichen Sprung. Fabricius aber, der auch vom brennenden Dach springt, fällt den Frevlern in die Hände; er wird erschossen und scalpirt. Bruder Sensemann, durch eine Hinterthür entkommen, steht hinter einem Baume und sieht, wie sein Weib in den Flammen steht, die Hände faltet und ruft: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht." — Sie ward zur Märtyrerin. Im Ganzen fielen 11 Personen dem Blutbad an der Mahony zum Opfer. Die Indianer aber, als sie ihr blutig Handwerk vollbracht hatten, setzten sich um ihren Raub, brockten Brod in Milch und hielten einen Schmauß.

Ganz Bethlehem gerieth in Schrecken über die Nachricht, die ihnen Zeisberger überbrachte. Die Bewohner Gnadenhüttens flohen; ihrer 600 kamen nach Bethlehem. Ein paar Tage darauf war Gnadenhütten ein Schutthaufen. Und

Bethlehem wäre es grade so ergangen, wenn nicht jetzt die Engländer den wilden Indianer-Horden Halt geboten hätten. Nach und nach legten sich die Wogen der feindlichen Indianer wieder, und die christlichen Indianer gründeten eine neue Heimath, 1758, und nannten sie Nain. Hier kam das Gnadenwerk Gottes bald wieder in gesegneten Fluß. Heiden kamen von fern und nah, um zu sehen, was die christlichen Indianer zu Nain trieben, — und wurden selbst Christen. Ein Indianer, der wenige Wochen nur in Nain gelebt hatte und starb, sagte auf seinem Sterbebette zu den umstehenden Freunden: „In Nain haben sie den rechten Glauben. Da habe ich gehört, daß unser Gott Mensch geworden und am Kreuze für unsere Sünden gestorben ist, daß man ihn begraben hat, daß er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist und daß, wer an ihn glaubt, selig wird und wenn man stirbt, zu ihm kommt und ewig selig lebt. Wenn ihr es gerne hören wollt, so gehet dahin und wenn ich sterbe, so lasset mein Gebein ruhen und tragt mich nicht weg nach eurer Gewohnheit."

So kam auch einstmals ein heidnischer Prediger nach Nain, Papunhauk von Machwihilusing am Susquehannah. Es ist möglich, daß es derselbe gewesen ist, den auch Brainerd auf der Insel getroffen. (Siehe Seite 92) Papunhauk predigte den Indianern eine gewisse Moral, sank aber selbst, trotz seiner Predigt, in immer gröbere Sünden und Laster. Das beunruhigte ihn endlich und er entschloß sich, nach Nain zu pilgern, um zu sehen und zu hören, was für Lehre und Leben man dort eigentlich führe. Was er aber hier sah und hörete, trieb ihn zu dem Ausruf: „O Gott, erbarme dich meiner, und hilf mir!" Zu seinen Leuten nach Machwihilusing zurück gekehrt, sagte er ihnen: „Ihr habt viele Dinge von mir ge-

hört, aber ich sage euch, es war Alles verkehrt. In Nain, dort hört man, was der rechte Weg zur Seligkeit ist." Oefter ging er nach Nain und hörte und kam wieder, und erzählte in Machwihilusing, was er in Nain gehört.—Zeisberger aber will auch wieder einmal an den Susquehannah, er will einmal nach den alten Bekannten, nach den Delawaren sehen. Er kommt nach Machwihilusing und wird zu seiner Ueberraschung mit den Worten empfangen: „Wir haben schon lange auf dich gewartet. Du bist der Mann, der uns sagen kann, was recht ist und wie man selig wird." Das that denn Zeisberger auch mit großer Freudigkeit und Papunhauk war der erste, der sich taufen ließ Er erwählte den Namen Johannes, ward Zeisbergers treuer Begleiter und seinem Volke ein rechter Prediger.

Ein paar Jahre lang war Zeisberger in Machwihilusing. Neue Bedrängnisse in Nain aber riefen ihn wieder dahin. Feindliche Indianer bedrohten die Christen aufs Neue. Es kam soweit, daß die christlichen Indianer Nain aufgeben und bis unter die Mauern Philadelphias flüchten mußten, November 1763. Ueber 15 Monate kampirten hier die um ihres Glaubens willen vertriebenen, heimathlosen Indianer. Furchtbare Seuchen brachen unter ihnen aus und rafften Viele hin. Aber Zeisberger stand treulich bei ihnen, unermüdet mit Rath und Trost und Hilfeleistung. Endlich, im März 1765, durfte er, ein rechter Moses, dieses glaubensvolle Israel wieder einer neuen Heimath zuführen. Machwihilusing war das Ziel der Reise. Aber dieser Zug, mit diesem abgehärmten Völklein: kranke Männer, ängstliche Weiber, kleine Kinder! Dabei ging es durch Waldesdickicht und Wildniß, wo oft jeder Schritt mit der Axt dem Urwald abgerungen werden mußte. Ueber die Bäche mußten Brücken geschlagen werden. An den Flüßen

mußte man Baumstämme zu Canoes aushöhlen, um so schier jeden einzeln überzusetzen. Oftmals ward am Abend der letzte Vorrath Speise ausgetheilt. Nur Zeisberger verzagte nicht. Er kannte ja den Herrn, der den Fischen im Wasser und den Vögeln unter dem Himmel gebieten kann, die Seinen zu ernähren. Hatte er das doch selbst erfahren! Einmal, als die müden Pilger sich schlafen gelegt, wurden sie vom Feuer aufgeschreckt. Der Wald ringsum stand in Flammen! Das Feuer sengte; der Rauch war zum Ersticken; dennoch wurden Alle wunderbar errettet. Solche Mühsale aber und solche Bewahrungen trieben und erhielten das Völklein im Gebet und Dank. Zeisberger versammelte allabendlich wie morgens immer die ganze Gemeinde zum Gebet. Und wenn zur Stillung des Hungers auch einmal nur Baumrinde vorhanden war, so murrete doch Niemand, sondern Jedermann lobete Gott. Nach 5 langen Wochen endlich gelangte man ans Ziel. Und schnell erhob sich das neue Indianer Heim — Friedenshütten benannt. Die Blockhäuser wuchsen förmlich aus der Erde. Aber auch ein Kirchlein war bald fertig, wo man Gott danken, loben und preisen konnte. Friedenshütten ward wieder der Ort, wo die Indianer hinpilgerten um Christen zu sehen und Christen zu werden. Zeisberger und Papunhauk sorgten gar treulich, daß Fremde wie Einheimische auf den Weg zur Seligkeit gelangten und darauf erhalten wurden.

Eine Sorge ängstete die neue Gemeinde bald. Grund und Boden von Friedenshütten gehörte den Cajuga-Indianern. Deshalb verlangte der Cajuga-Häuptling, man solle den Platz wieder räumen. Aber Zeisberger ließ so leicht sich nicht einschüchtern. Er suchte den Häuptling auf und ohne viel Mühe gelang es ihm, ihn zum Schweigen zu bringen. Er beschenkte die Gemeinde sogar noch mit mehr Land. Jetzt aber erhob

das „große Feuer“ zu Onondago Einspruch. Zeisberger mußte also auch wieder nach Onondago. Und diesmal erforderte es seine ganze Redefertigkeit und mußte er den Wampom- oder Bundesgürtel gewaltig schwingen, ehe er Erfolg hatte. Es nahm mehrere Wochen, ehe das Rathsfeuer sich einverstanden erklärte, daß Zeisberger mit seinen Leuten Grund und Boden der 5 Nationen bewohnen dürfe. Diese Entscheidung aber brachte Friedenshütten Ruhe und gewährte ihm Sicherheit. Es blühte auch gar bald als ein schöner Garten Gottes lieblich empor. Selbst Häuptlinge kamen, legten ihre Häuptlingswürde zu den Füßen Jesu und wurden Christen. Für Zeisberger aber winkte ein anderes Feld.

Oben am Ohio-Fluß, in Goschgoschunk, hauste ein Stamm der Delawaren, der Zeisberger einlud, ihnen das Evangelium zu predigen. Am 30. September 1767 brach darum Zeisberger von Friedenshütten auf und pilgerte nach Goschgoschunk. Papunhauk und ein andrer Indianer-Christ, Namens Anton, begleiteten ihn. Der Weg führte durch ungebahnte Urwälder, über Prärien mit mannshohem Grase, wo noch nie der Fuß eines Weißen hingetreten hatte. Unter freiem Himmel, in wollene Decken gehüllt, wurde Nachtlager gehalten, trotz Sturm und Wetter. Es war eine Erquickung für unsere Reisenden, als sie einmal in Waldes Tiefe eine vereinsamte Indianer-Familie fanden, die sich von allem Verkehr mit anderen Menschen entfernt zu halten schien. Das erste Dorf, auf das man stieß, ward von Seneka-Indianern bewohnt. Die Leutlein waren durch den unerwarteten, seltenen Besuch so überrascht, daß gleich ein Bote zu Roß davonjagte, dem 12 Meilen entfernt wohnenden Häuptling Nachricht zu bringen. Doch unsere Reisenden zogen nach. Der Seneka-Häuptling aber empfing sie recht mißtrauisch. Zeisberger

mußte weit ausholen, um den mürrischen Häuptling freundlich zu stimmen. Doch es gelang. „Für einen Spion hielt ich dich," sagte der Häuptling, „nun aber bin ich von deinem guten Vorhaben überzeugt. Du sollst ungehindert weiter ziehen. Die Leute zu Goschgoschunk aber sind böse und mordsüchtig!" „Grade deswegen," entgegnete Zeisberger, „sollen sie auch das Evangelium hören von Jesu, dem Sohne Gottes, ihrem Heilande." „Wenn das wahr ist," rief der Häuptling in stolzem Selbstbewußtsein, „daß der Schöpfer Himmels und der Erde Mensch geworden ist und so viel gelitten hat, so sind die Indianer an seinem Tode gewiß nicht schuld, sondern allein die Weißen! Ihnen hat Gott seine Schrift gegeben — die Indianer können sie nicht lernen, das ist viel zu schwer für sie!"

Mitte October langten unsre Reisenden in Goschgoschunk an. Sie trafen Etliche aus Machwihilusing, die eben Zeisberger eingeladen hatten. Zeisberger forderte eine allgemeine Versammlung. Und am Abend kam Alles was nur ein Bein hatte, Männer und Weiber, Greise und Kinder, und agerten sich um ein großes Feuer, neben dem Zeisberger und seine beiden Begleiter standen. Wild und grausam, gespensterartig grinseten die verwitterten Gesichter den Fremdling an. Zeisberger kam es vor, als stände er, ein hilfloses Schlachtschaf, im Kreise blutgieriger Wölfe, die mit einem Satz ihm den Garaus zu machen drohten. Aber er that seinen Mund auf und redete fröhlich von der Gnade Gottes in Christo und von der Seligkeit des Glaubens an ihn. Und die wilden Heiden, die freilich gar „böse und mordsüchtig" aussahen, hörten aufmerksam und schweigend zu. Nur hie und da rief einer: „Das muß wahr sein!" „Das ist gewiß der Weg zur Seligkeit!" Zeisberger selbst sagt: „Nie bisher habe er im Indianerlande einen solchen Ausdruck von Höllenfinsterniß und eine

Missionar Zeisberger predigt den Indianern.

solche bezwingende Kraft des Wortes Gottes auf den Gesichtern gelesen, wie an diesem Orte!" Aber einer der Powpows, Namens Wangomen, trat Zeisberger entgegen: Er rühmte sich, ein besserer Lehrer zu sein, als dieser Weiße und spottete und lästerte über Zeisbergers Predigt. Zeisberger jedoch, furchtlos, sagte ihm: „Dein Gott, den du predigest und dessen Knecht du bist, ist der Teufel! der wohnt in dir, und läßt dich das Evangelium nicht verstehen. Aber thue Buße und bekehre dich, so wirst auch du in dem gekreuzigten Gottes Sohne deinen Heiland finden."

Man hatte in Goschgoschunk die Gewohnheit, die im Kriege Gefangenen in ganz teuflischer Weise langsam zu Tode zu martern. Sobald Zeisberger von diesem Greuel zu hören bekam, trat er dagegen auf. Er mußte aber bekennen: „Der Fürst der Finsterniß hat hier große Gewalt. Selbst seinen Thron scheint er hier aufgerichtet zu haben und wird von den Heiden angebetet. Hier treibt Satan seine Herrschaft unbeschränkt!" — Nur ein alter blinder Häuptling, Namens Allemewi, war dem Evangelium zugethan und eine 120 jährige Frau. Als aber Zeisberger wieder nach Friedenshütten zurückkehren wollte und fragte, ob er wiederkommen sollte? wurde eine Rathsversammlung gehalten und beschlossen: Man wünsche, daß ein weißer Missionar sich bleibend in Goschgoschunk niederlasse. Das erfreute Zeisberger gar sehr und voll freudiger Hoffnungen trat er den Heimweg an.

Im Frühjahr 1768 kehrte Zeisberger, begleitet von einigen Brüdern und christlichen Indianern, nach Goschgoschunk zurück. Mit großer Freude wurden sie empfangen und der Powpow Wangomen nahm sie in seiner Hütte auf.

Goschgoschunk bestand aus drei gesonderten Dörfern, denen je ein Häuptling vorstand. Einer von ihnen war der blinde

Allemewi. Besonders sein Stamm war es, der am Evangelium Freude hatte. Allemewi war einer der Ersten, der getauft wurde. Zeisberger predigte jeden Tag zweimal, Morgens und Abends, und immer war eine Menge Zuhörer versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen hatten, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegte. Die vornehmen Frauen der Delawaren waren mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreichte; an ihrer Brust hingen ein paar silberne Knöpfe und ihr langes Haar war mit einem Stück Tuch um den Scheitel gewunden. Die Reichsten unter ihnen schmückten ihr Haupt mit silbernen Zierrathen von bedeutendem Gewicht und behingen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere hatten nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt.

Die Missionare bauten sich Häuser, bebaueten Land, und eine zeitlang ging Alles schön und lieblich. Bald aber erregte der Arge seine Werkzeuge gegen das Segenswerk der Mission. Die Irokesen, obwohl sie selbst Zeisberger gerne hatten, mochten es nicht leiden, daß die Indianer zu Goschgoschunk das Evangelium annähmen. Sie verdächtigten die Missionare, als wären sie nur Abgesandte der Engländer, die Indianer zu Sklaven zu machen. Wo sie hinkämen, sprengten sie aus, gäbe es bald Krieg, und die Indianer würden von Land und Hof verjagt. Leider fanden solche Berichte nur zu williges Gehör und Glauben. Die Weiber namentlich sammelten sich in Haufen und schrieen: „Seitdem Zeisberger predigt, sind die Götter von Goschgoschunk gewichen! Das Welschkorn wird nicht mehr reif und wo es reif wird, fressen es die Würmer. Das Wild flieht aus den Wäldern. Die Heidelbeeren

verdorren. Die Kastanien fallen ab u. s. w." Die Medizin-Männer, die Powpows, schloßen sich den Weibern an, auch Wangomen, und forderten allerlei mögliche und unmögliche Opfer, wodurch die erzürnten Götter versöhnt werden sollten. Dazu kam noch, daß die benachbarten Seneka-Häuptlinge Zeisberger im Namen der Irokesen den schwarzen Wampom — d. i. die Kriegserklärung, zusandten. Kurz, Alles hatte sich gleichsam auf einmal gegen die Missionare und das kleine Häuflein der Gläubigen verschworen. Ja, zwei Indianer hatten es wirklich übernommen, Zeisberger zu ermorden. Sie kamen auch in Zeisbergers Haus. Aber die freundliche Aufnahme und liebevolle Behandlung, die ihnen widerfuhr, stimmte sie um. Unverrichteter Sache gingen sie wieder davon. Zeisberger aber erkannte, in Goschgoschunk sei des Bleibens nicht länger. Das gesammelte Gemeindlein aber durfte nicht verlassen werden. Doch sie willigten ein, voran der blinde Allemewi, mit den Missionaren sämmtlich auszuwandern!

Am 7. April 1769 bestiegen Zeisberger, Allemewi und die andern Gläubigen Boote und fuhren mit ihren Habseligkeiten den Ohio-Fluß hinab. Sechs Stunden von Goschgoschunk, in Lachunakhannek, wurde gelandet und ein Dörflein gegründet. Und siehe, die neue Ansiedlung ward ein zweites Friedenshütten inmitten des finsterſten Heidenthums. Von weit und breit her kamen die Indianer und wollten sehen und hören. Am meisten aber kamen sie von Goschgoschunk. Es gereute Viele, daß man die Gottesmänner vertrieben hatte. Andre kamen aber auch, um mit den Missionaren über den Glauben zu zanken. So der berühmte Häuptling Glikhikan, der als ein besonders gewandter Redner galt. Aber Zeisbergers Predigt überwand Glikhikan. In feindseliger Absicht war dieser Heide gekommen, aber jetzt bezeugte er selbst: „Al-

les was Zeisberger sagt, ist gewisse Wahrheit." Zurückgekehrt setzte Glikhikan durch, daß das Rathsfeuer von Goschgoschunk jetzt beschloß: „Es soll jedem Indianer frei stehen, den christlichen Glauben anzunehmen."

Glikhikan lud Zeisberger ein, mit der Gemeinde nach Kaskasung, am Bieber-Fluß, überzusiedeln, weil man dort weniger mit den Irokesen in Berührung käme. Die Gemeinde nahm die Einladung an und am 17. April 1770 gings wieder auf die Wanderung, zu Boot, dem Ohio und Bieber-Fluß entlang, bis Kaskasung. Ein Augenzeuge beschreibt diese Reise: „Einige der Boote waren angefüllt mit den bekehrten Kriegern, die bis an die Zähne bewaffnet waren und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. In anderen saßen die wehrlosen Missionare mit den Kinderhäuflein der Neubekehrten, um eine Wohnung Gottes unter den Menschenkindern in der Wildniß auzupflanzen. Von Zeit zu Zeit erschallte eins der köstlichen altdeutschen Lieder, welche Zeisberger in die Delawaren-Sprache übertragen hatte und durchbrach zum erstenmale die Todesstille der Einsamkeit dieses breiten Stroms." Zuletzt mußten alle Habseligkeiten noch Stunden weit auf den Schultern getragen werden, weil der Fluß Stromschnellen enthielt. Die neue Ansiedlung ward Languntautemmuk d. h. Friedensstadt genannt. Auch Glikhikan war mit hergezogen. Er ließ sich bald taufen und ward die eigentliche Seele der Ansiedlung. Seine Bekehrung hatte große Aufregung und Feindschaft unter den Delawaren-Häuptlingen hervorgerufen. Eine ausgebrochene Pest, der Viele erlagen, ließ die Widersacher verstummen, ja machte sie willig, selbst das Evangelium anzunehmen. „Christ zu werden," sagten sie, „ist eine bessere Medizin gegen den Tod, als die Powpows sie bieten können."

Ein Powpow, oder Medizinmann.

doch das ganze Land, worauf Friedenshütten stand, an die Engländer verkauft. Zum Hohn nur wurden der betrogenen Gemeinde von den Irokesen als Ersatz zwei Spanische Thaler zugeschickt. Nun hätten sie ja freilich auch unter den Engländern an Ort und Stelle bleiben können, aber sie sehnten sich zu ihren Glaubensbrüdern am Muskingum. Im Sommer 1772 siedelten sie ins Gebiet des Delawaren Königs Netawatwis über. Ihre neue Ansiedlung nannten sie Gnadenhütten.

Schönbrunn und Gnadenhütten waren nun für etliche Jahre das traute Heim der christlichen Indianer. Beide Orte blühten auch recht lieblich empor. Schönbrunn allein zählte 60 Wohnhäuser aus wohlbehauenen Blöcken gezimmert, und hatte ein Kirchlein, das 500 Personen fassen konnte, in einigen Jahren aber bedeutend vergrößert werden mußte. Zeisberger und seine Gehilfen bauten aber nicht nur an diesen beiden Gemeinden, sondern warfen ihr Netz auch beständig weiter nach außenhin aus. So kam Zeisberger Ende 1772 mit einem sehr verrufenen Stamme der Shawano in Berührung. Sie nahmen ihn gastlich auf, hörten auch aufmerksam seiner Predigt zu, als er aber später den Stamm zum zweitenmal besuchte, fand er eine so widerwärtige Stimmung, daß er hier den Versuch des Missionirens aufgeben mußte.

Im Jahre 1776 durfte Zeisberger ein weiteres christliches Indianer-Dorf gründen und zwar ganz in der Nähe von Goschgoschunk, Lichtenau genannt. Hier nahm auch der alte Netawatwis seine Wohnung. Noch war er ein Heide, obwohl er Zeisberger zu sich eingeladen und seinen Stammesgenossen ernstlich anempfohlen hatte, Christ zu werden. Endlich aber konnte er nicht mehr länger widerstehen. Als auch sein Neffe getauft war, bekannte Netawatwis selbst: „Ich

habe oft von dem Erlöser gehört und doch sein Heil so lange nicht angenommen!" und ließ sich taufen. Auch andere Häuptlinge kamen, Assining z. B., ein Shawanose, und Killbuk, zu Deutsch: Weißauge, bekannten Christum und ließen sich taufen. Von Lichtenau aus drang auch ein erquickender Lebenshauch nach Goschgoschunk, dem Mordnest der rohesten Indianer-Horden. Zeisbergers Predigten wurden jetzt auch hier gerne gehört und bei den Gottesdiensten zu Lichtenau fanden sich immer auch zahlreich die Bewohner von Goschgoschunk ein.

Zeisbergers Ansehen stieg unter den Indianern immer mehr. Er genoß das Ansehen eines Fürsten. Man hing an ihm in zärtlicher Liebe wie Kinder an ihrem Vater. In Sprache, in Lebensweise und Sitten war er aber auch ganz ein Indianer. Hatte ihn doch auch ein Delawaren-Häuptling als seinen Sohn adoptirt. Nicht nur war Zeisberger des rothen Mannes Lehrer und Prediger, er war auch sein Helfer und Rathgeber in allerlei Dingen. Keine Hütte ward gebaut, kein Land urbar gemacht, Zeisberger mußte erst Rath ertheilen und meistens mit eigener Hand auch Hilfe leisten. Und er that das immer mit großer Bereitwilligkeit und herzlicher Freude. So hatte er sich Aller Herzen gewonnen und war auch die Seele des ganzen Gemeinwesens. Reisen, Jagen, überall Nachsehen, Anleiten, Schulbesuchen, Hausbesuche, Unterricht, Ermahnung, Predigt, Trost — das war Zeisbergers Alltagswerk. Des Nachts, wenn er nicht studirte oder die Sprache erforschte, Lieder oder Schriftabschnitte in die Sprache der Indianer übertrug, da lag er auf seinen Knieen und brachte als ein rechter Hirte die Schwächen und Gebrechen seiner ganzen Heerde vor den Gnadenthron Gottes. Verdient einer den Ehrennamen „Apostel der Indianer," so verdient ihn gewiß David Zeisberger!

Ergreifend war es, wie der Sterbende Netawatwis, den der Herr vor der hereinbrechenden Trübsal hinweg nahm, Zeisberger sammt den Häuptlingen an sein Lager rief und verlangte: Zeisberger solle ihm in der Todesstunde noch etwas von der Sünderliebe Christi erzählen. Und als Zeisberger dies mit Freudigkeit gethan, wandte der Sterbende sich an die Häuptlinge und bat sie: „daß doch alle Delawaren Gottes Wort annehmen und der Name Christi unter der Nation nie untergehen möge!" Zeisberger drückte dem entschlafenen Gotteshelden mit Thränen die Augen zu. Er ahnte, daß schwere Zeiten im Anzuge wären. Der Häuptling Weißaug ergriff eine Bibel und sagte zu denen, die den geschätzten Todten umstanden. „Freunde, laßt uns den letzten Willen unsers erblaßten Fürsten befolgen! Wir wollen es unsern Jünglingen und Kindern sagen und davon reden wenn wir im Walde jagen, oder uns vom Feinde ins Gesicht schauen lassen. Wir wollen vor unserm Gott niederknien und Ihn bitten, daß Er uns gnädig sei und uns seinen Willen offenbare. Er wolle unsern Kindern und Kindeskindern, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß, das wir bei dieser Leiche schwören, bekannt machen."

Unter allgemeiner Volkstrauer fand die Beerdigung des Delawaren Fürsten statt. Auch Irokesen und Huronen betheiligten sich, alle Feindschaft vergessend, am Leichenbegängniß. Zeisberger ging in Delawarentracht unter den Obersten der Häuptlinge; nur er allein ließ den Schmerzesthränen freien Lauf, während es einem Indianer als Entwürdigung galt, zu weinen, das wäre, meinten sie, Sache der Weiber, aber nicht der Männer. Als aber die Erde den treuen Netawatwis zur Hoffnung der Auferstehung aufgenommen hatte, rief Zeisberger das prophetische Wort aus: „Es ziehet eine schwere

Zeit mitternächtlicher Finsterniß für das Missionswerk heran!“ Und ach, sie kam nur zu bald!

Zeisberger nannte später die Zeit seiner Wirksamkeit am Muskingum: „Die goldene Zeit seines Missionsdienstes.“

4. Die Zeit in Anruhe, die Hoffnung in Gott.

Schon seit drei Jahren lagen Engländer und Amerikaner mit einander im Kampfe. Die Engländer suchten ihre Herrschaft zu befestigen, die Amerikaner rangen um Unabhängigkeit. Beide aber suchten des Landes Kinder, die Indianer, für sich zu gewinnen und mit in den Kampf zu verwickeln. Gleich beim Ausbruch des Krieges hatten die Amerikaner Emissäre nach allen Richtungen gesandt, und die Indianer zu einem Bündniß gegen die Engländer einladen lassen. Die Delawaren-Häuptlinge versammelten sich zur Berathung der Angelegenheiten in Pittsburg. Zeisberger war auch dabei. Sein Rath lautete, neutral zu bleiben, d. h. es weder mit den Einen noch mit den Andern zu halten. Und sein Rath schlug durch. Die Indianer hatten ja auch schon zur Genüge erfahren, was für sie bei den Kämpfen zwischen den Weißen übrig zu bleiben pflegte. Aus guter Erfahrung pflegten sie die Weißen, wegen ihrer Säbel, einfach das lange Messervolk‘ zu benennen und verglichen treffend ihren Streit unter einander mit einer Scheere. „Wenn eine Scheere zugemacht wird,“ sagten sie, „so scheint es, die zwei Schneiden treffen auf einander und müssen ihre Schärfe abstumpfen; allein es scheint nur so; sie zerschneiden nur das, was dazwischen kommt. So machtens die Franzosen und

Engländer und so machen es wieder die Engländer und Amerikaner im Krieg. Nicht sie selbst gehen dabei zu Grunde, sondern wir armen Indianer, die wir zwischen ihnen sind. Sie zerschneiden unser Land und wenn sie es getheilt haben, so wird die Scheere zugemacht und bis auf weiteren Gebrauch bei Seite gelegt!" Einer der Häuptlinge rief bei der Versammlung in Pittsburg: „Freunde und Brüder! Ich warne euch vor dem langen Messervolk! Sie machen sich kein Bedenken, uns Indianern das Land zu stehlen und ohne Ursache Männer, Weiber und Kinder auf der Jagd todt zu schießen. Habt ihr nicht im Angesicht eurer Dörfer die Fußtapfen der langen Messer entdeckt? Ich glaube, das lange Messervolk wird immer dasselbe bleiben, bis sie alles Land von uns haben, bis wir entweder ausgerottet sind, oder sie uns in den großen Salzwasser-See hineingejagt haben." — Der Mann war ein Prophet!

Aber die Neutralität der Delawaren sollte ihnen, zum mindesten den Christen unter ihnen, zum Verderben gereichen. Engländer wie Amerikaner richteten ihren Zorn gegen sie und ganz besonders gegen Zeisberger, dem sie es hauptsächlich zur Last legten, daß die Delawaren dem Kriege fern blieben. Zudem waren Zeisbergers Leute selbst nicht einig. Es gelang den Engländern, sich in Zeisbergers nächster Nähe, in Schönbrunn, einen Anhang zu verschaffen, indem sich der Häuptling P i z e offen für sie erklärte. Wer in Schönbrunn gegentheiliger Ansicht war, wurde bedroht und bedrückt. Das veranlaßte Zeisberger, im Frühjahr 1777 mit einem Theil der Gemeinde Schönbrunn zu verlassen und nach dem etwas entfernter gelegenen Lichtenau zu ziehen. Die englischen Spione aber, insbesondre ein gewisser Kapitän E l l i o t, folgte Zeisberger auch nach Lichtenau. Auch die Irokesen hatte er für

die Sache Englands gewonnen. Sie sollten ihm nun helfen, die widerspenstigen christlichen Delawaren, wie er meinte, Mores zu lehren. Doch die Irokesen waren schlau, sie selbst weigerten sich das geplante Blut-Handwerk auszurichten, aber sie erklärten Lichtenau, Schönbrunn und Gnadenhütten für freies Raubgut am Muskingum. Sie entboten den wilden Raubstämmen der Nachbarschaft — „der Muskingum sei dem geschenkt, der den christlichen Delawaren den Garaus macht!" Die wilden Tschippewa jedoch wiesen das Ansinnen ab. Das Gleiche thaten die Ottowa. Aber der Halbkönig der Huronen wollte sich gefällig erweisen. Mit 200 Mann kam er an den Muskingum und durchzog eine christliche Ansiedlung nach der andern. In Lichtenau lagerte er seine Leute grade der Wohnung Zeisbergers gegenüber und hielt an seine Mannen folgende Ansprache: „Freunde und Krieger! Ihr seid mit mir in diese Stadt der Gläubigen getreten, höret, was ich euch zu sagen habe: Krieger, blickt um euch! Hier sind Leute, die mit Andern im Frieden leben und still ihrem Gott dienen. Es sind eure Verwandte, gute, gastfreundliche Leute. Das große Buch, aus welchem sie gelehret werden, enthält nichts, als lauter gute Dinge. Seht das große Haus, (er meinte die Kirche), dort kommen sie zusammen, um zu beten; und dort wohnt ihr Lehrer. Ihr Krieger, dort im Schatten unter den Bäumen, wo euch diese guten Leute ein Mahl bereitet haben, dort laßt euch nieder und dann beseht euch die Stadt, aber laßt eure Hände im Walde zurück, daß die Weiber und Kinder nicht erschrecken. Seht dort, welch eine Menge Kühe und Schweine unsre Freunde hier haben! Auch ihr sollt Milch und Fleisch bekommen, aber zerstöret Nichts und rühret auch nicht das kleinste Hähnchen an, das auf der Gasse läuft!" — Für diesmal also war die Gefahr abgewandt.

Das Missionswerk hatte wieder für eine kleine Weile ruhigen und gesegneten Fortgang. Ja sogar eine neue Station, Salem, konnte gegründet werden. Es kamen auch besonders in der Zeit viele Heiden, welche bei den Christen wohnen wollten, unter Anderem der Häuptling Wakapachtschiechen, der, wenn er auch noch nicht getauft werden könnte, doch wenigstens in der Gemeinschaft der Christen sterben wollte.

In dieser Zeit durfte auch Zeisberger wieder einmal nach Bethlehem pilgern. Er stärkte sich im Kreise der Brüder für die Trübsale, die seiner warteten. Die Brüder drangen auch in ihn und nöthigten ihn, sich eine Gehilfin mitzunehmen. Und so erwählte der wackere Missionar, der auch hierin dem Rath seiner Brüder nicht entgegen sein wollte, obwohl schon 60 Jahre alt, Susanna Lekron von Bethlehem zu seinem Gemahl und führte sie mit auf seinen Kampfplatz zurück, 1781.

Es war auch Zeit, daß Zeisberger wieder kam. Der englische Governeur von Detroit entbot ihm, „sofort mit seinen Indianern gegen die Amerikaner am Ohio zu ziehen und ihm ihre Skalps auszuliefern." Zeisberger warf den Brief entrüstet in's Feuer. Aber Elliot hatte nur einen Plan geschmiedet, er wollte an dem Missionar und den christlichen Indianern eben sein Müthlein kühlen. So hätte es ja Zeisberger selbst verrathen, meinte er, daß er Partei für die Amerikaner nähme, und dafür solle er gezüchtigt werden. Wieder gewann er die Huronen zu willigen Werkzeugen zu seinem teuflischen Plane. Zeisberger war gerade mit der Gemeinde zur Morgenandacht versammelt und sprach über Jes. 54, 8.: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig von dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser." Da kommt ein Bote

und sagt ihm: „Die Huronen kommen!“ Zeisberger schloß seine Ansprache mit den Worten: „Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unserer spotten und sagen können: Diese Leute geben vor zu glauben und glauben doch nicht! Nein, wir wollen ruhig bleiben und beten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Auch unsere Feinde wollen wir nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Beten wollen wir für sie, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne, vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an uns anschließen.“

Noch hatte die Gemeinde nicht die Kirche verlassen, da strömten schon von allen Seiten kriegerische Huronen herbei. Die Missionare Zeisberger, Senfemann und Hackewälder wurden gebunden und ins Feldlager geschleppt, wo sie vor Elliots Zelt geführt wurden. Für den Augenblick schien der Unmensch sich wenigstens zu schämen, als er diese schuldlosen Gottesmänner gebunden vor ihm stehen sah; er entschuldigte sich wegen dieser Härte. Er frug, ob die Missionare bereit wären, mit ihren Gemeinden ein anderes Gebiet aufzusuchen und zwar sofort? Die Missionare willigten ein, obwohl es mitten im Sommer war (10. August 1781) und die Gemeinden ihre Ernten im Stich lassen sollten. Elliots Wunsch war eben Befehl. Am nächsten Morgen schon sollte der Abzug statt haben, so wollte es Elliot. Aber siehe, als der Abend kam und die Gefangenen so sehnsüchtig nach ihren Hütten ausschaueten, da röthete sich der Himmel wie zum Feuermeer! Es war die Brandlohe der Teufels-Bande, die ein Christ sein wollender Engländer an den Muskingum gesandt, die Arbeitsfrucht sieben schwerer Jahre in einer Nacht zu vernichten. Sie hätten in die Erde sinken mögen bei diesem

Anblick! Alle die Schreckensscenen von der Mahony standen vor ihrer Seele. Aber sie selbst lagen ja gebunden als hilflose Gefangene zu den Füßen Elliots, und wußten nicht, was seine schwarze Seele noch über sie geplant haben mochte.

Die Huronen durchstreiften mit greulichem Geheul die christlichen Dörfer. Frauen und Kinder der Missionare wie die angesehensten Glieder der Gemeinde wurden gebunden. Was ihnen genehm war, ward mitgenommen.

Haus um Haus wurde in Brand gesteckt. Der nächste Morgen zetgte nur Trümmerhaufen, wo Tags zuvor noch die lieblichen Dörfer Schönbrunn, Gnadenhütten, Lichtenau und Salem gestanden hatten. Alles, was die christlichen Indianer an Wohlhabenheit sich erarbeitet hatten, war ein Raub der Flammen oder der Huronen geworden. Auch Zeisbergers Manuscripte, die er durch 40jährigen Fleiß gesammelt hatte, waren in den Flammen aufgegangen. Die Gebundenen wurden ins Lager gebracht, unter ihnen Glikhikan, der einst so gewaltige Häuptling. Als die Huronen in sein Haus getreten waren und einen Augenblick zauderten, Glikhikan zu binden, hatte er freiwillig seine Hände ausgestreckt und gesagt: „Freunde! Ihr wollt mich und zaubert doch Glikhikan zu binden. Ja, einst wäre euch das auch unmöglich gewesen. Jetzt aber bin ich nicht mehr Glikhikan der Heide; ich bin Isaak, der Christ, ich diene dem wahren, lebendigen Gott. Um seinetwillen lasse ich mich binden und bin auch bereit das Leben zu lassen!"

Elliot hielt Rath mit seinen heidnischen Häuptlingen, was mit den Gefangenen geschehen sollte. Man entschied, sie sofort westlich ziehen und sich am Sandusky Fluß eine neue Heimath suchen zu lassen. Die Missionare erhielten Erlaubniß, ihre zerstreuten obdachlosen Christen zu sammeln. In

Salem, auf den Trümmerhaufen, kamen sie zusammen, beweinten ihren Jammer und lobeten Gott, der ihnen doch das Leben gerettet. Sie feierten gemeinsam das heilige Abendmahl und vertrauten sich der gütigen Hand Gottes an, sie in eine neue sichere Heimath zu geleiten. Elliot und die Huronen waren die Führer, angeblich, um sie zu schützen und ihnen den rechten Weg zu zeigen. Nachdem aber 50 Meilen Wegs zurückgelegt waren, verschwanden diese Führer, die betrogene Gemeinde in der Wildniß sich allein überlassend. Sie wären dem Hungertode preisgegeben gewesen, hätten sie nicht durch Wurzeln und Baumrinde ihr Leben hinfristen können. Endlich, nach vier wöchentlichem Umherirren fand man einen geeigneten Platz zur Niederlassung. Schnell wurden einige Hütten zusammengeschlagen zum Schutz gegen das Wetter. Aber der Winter stand vor der Thür! Am Muskingum standen die verlassenen Ernten auf dem Felde; hier war nichts zu ernten und darum auch nichts zu essen. Sollte wirklich Elliots teuflischer Plan sich erfüllen, diese Indianer-Christen durch Hunger zu vernichten, oder doch wenigstens zu zwingen, auseinanderzulaufen und so die lästigen, unbeugsamen Missionare loszuwerden? Jedenfalls suchte er unter allen Umständen die Gemeinde ihrer Missionare zu berauben. Kaum am Sandusky angekommen, mußten sie, hart verklagt, in Detroit vor dem englischen Governeur erscheinen. Freigegeben und wieder zurückgekehrt, kommt schon wieder eine neue Zwangsvorladung. Hauptsächlich richtete sich alle Bosheit gegen Zeisberger. Man hatte richtig erkannt, so lange Zeisberger noch mit Rath und That bei der Gemeinde stehe, so lange vermöge keinerlei Noth und Trübsale diese auseinander zu treiben. Er vermochte es, wie kein Andrer durch das eigene Beispiel größter Genügsamkeit und fröhlichen

Gottvertrauens alle Unzufriedenheit niederzuhalten. So lange es noch Baumrinde gab, so lange sollte noch Niemand des Hungertodes sterben müssen. Und als der Winter gar lang werden wollte, und der Hunger immer größer wurde, warum sollte mans nicht versuchen, etwas von den eingewinterten und verlassenen Getreidefeldern am Muskingum herbeizuschaffen? Flugs war eine ganze Karawane beisammen, den Plan auszuführen. 97 Männer, Weiber und Kinder, geführt von Glikhikan, machten sich auf, am Muskingum unter dem Schnee Ernte zu halten und an den Sandusky zu bringen, was man da finden möchte. Vielleicht wäre Zeisberger auch wieder unter den Muthigen gewesen, aber er wurde wiedereinmal als Angeklagter gebunden nach Detroit geschleppt. Und ehe Zeisberger in Detroit anlangte, hatte sich die grauenhafteste Scene jenes schwarzen Dramas abgespielt, das er zu durchleben bestimmt war.

Auf den Ruinen von Gnadenhütten angelangt hielten Glikhikan und seine Genossen ein Dankgebet, daß ihnen Gott noch so manche Reste ihrer verlassenen Ernte aufbewahrt hatte. Dann fingen sie an, die Kornstauden und Rüben und dergleichen unter der reichen, warmen Schneedecke hervorzusuchen. Aber es waren auch noch andere Gäste hier. Ein Streifkorps Amerikaner, Virginier, hielt die halbzertrümmerten Hütten besetzt. Und diese Bande lechzte nach Blut. Weil aber Engländer fehlten und wilde Indianer, so sollten diese christlichen Indianer zum teuflischen Spiel dienen. Man stellte sich freundlich. Begrüßte sie als Brüder. Dann aber, als man überzeugt, daß der Haufe wehrlos sei, ward die Maske abgeworfen; sie wurden als Gefangene erklärt und mußten hören: es sei beschlossen, sie müßten sämmtlich des Todes sterben! Entsetzt, aber ergeben, bat das hilflose Häuflein, man möge ihnen nur

einige Stunden der Vorbereitung zum Tode gönnen. Während die Mörder sich herumstritten, welche Todesart man diese Schlachtopfer erfahren lassen solle, lagen diese auf den Knieen und bereiteten sich unter Beten und Singen zum fröhlichen Sterben vor. Sie umarmten einander und freueten sich eines baldigen, besseren Wiedersehens in der Ewigkeit.

Die Mörder hatten sich nun geeinigt, nicht durch Verbrennen, wie Etliche wollten, sondern durch Skalpiren, wie die Mehrzahl wollte, dieses Mordfest zu begehen. Einige Wenige nur protestirten gegen das unschuldige Blut dieser hilflosen Opfer, aber sie vermochten nicht den teuflischen Plan zu verhindern. Erst wollte keiner Hand anlegen. Dann aber ergriff ein roher Kerl einen Hammer und schlug 14 Indianern den Schädel ein. Jetzt war er müde und ein Anderer setzte das Mordhandwerk fort. So wurden an diesem für Amerika ewig schmachvollen Tage, am 8. März 1782, 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder erschlagen, ohne irgend welche Veranlassung, oder Ursache, allein aus purem Muthwillen der Mörder! Unter den Todten war auch der wackere Glikhikan. Nur zwei Jünglingen war es gelungen, sich zu retten. Der eine hatte sich während der Dunkelheit seiner Bande entledigt, an dem Andern war das Mordhandwerk unvollkommen verrichtet worden. Diese beiden machten der Welt offenbar, daß die Weißen Amerikas grausamer, herzloser handeln können, als je ein rother Indianer! Zeisberger erfuhr die traurige Mähr, als er eben in Detroit anlangte. —

An Händen gefesselt ward Zeisberger dem Gouverneur vorgeführt. Elliot hatte ihn der Landesverrätherei angeklagt. Weiße und Indianer traten auf und gaben falsches Zeugniß gegen ihn. Die Indianer jedoch so, daß sie unverhohlen kund gaben, sie würden nicht gegen diesen Mann zeugen,

der sie liebt und den sie auch liebten, wenn man sie nicht dazu zwänge. Darauf hin fragte der Gouverneur Zeisberger selbst, wie er es denn angestellt, daß er so viele Jahre mit den blutdürstigen Indianern am Ohio-Fluß friedlich auskommen konnte? Wie es denn komme, daß dieselben Leute, die jeden andern Weißen zu ermorden und umzubringen trachteten, ihn liebten? Was für Versprechungen er ihnen denn gemacht habe? Darauf antwortete Zeisberger: „Einst, in Waldeseinsamkeit fand ich einen Indianer in seinem Blute liegen. Er war von Feinden überfallen, zerschlagen und halbtodt liegen gelassen. Ich trug ihn an eine Wasserquelle, wusch seine Wunden aus und verband sie. Plötzlich standen vor mir sechs wilde Gestalten in voller Kriegsrüstung. Ich erschrack. Aber Einer nahm das Wort und sagte: „Dich haben wir gesucht. Dich umzubringen sind wir ausgezogen. Jetzt stehen wir vor dir, dich um Verzeihung zu bitten. Wir sehen ja, du bist unser Freund; du bist unser Vater; du hast Gutes gethan an unserm Bruder!" Dies Herr Gouverneur und die einfache Predigt des Evangeliums hat mir die Herzen jener Wilden freundlich gestimmt."

„Aber," fuhr der Gouverneur fort, „du hast ja nicht nur gepredigt; du hast in ihren Rathsversammlungen gesessen und dabei den Ehrenplatz eingenommen? Auf dein Wort hin haben feindliche Stämme ihre Fehden eingestellt und Freundesbündnisse geschlossen?"

„Dafür," entgegnet Zeisberger, „sei Gott allein die Ehre!"

„Hast du nicht," frug der Gouverneur weiter, „am Sterbebette des Delaware-Fürsten Netawatwis gestanden mitten unter den Häuptlingen und Räthen der Nation und hast du nicht mit ihnen dem Sterbenden gelobt, die englische Regierung mit allen Kräften zu bekämpfen?"

„Nein," sagte Zeisberger, „das hat Netawatwis von den Häuptlingen nicht verlangt. Versprechen mußten sie ihm, darauf zu sehen, daß in der Delawaren Nation das Evangelium nie verstummen, der Name Christi nie untergehen solle. Mich bat der Sterbende: Sage mir noch etwas von der Liebe Christi. Und unter meinen Gebeten ist er selig im Frieden entschlafen."

„Dennoch," hob der Gouverneur noch einmal an, „hast du mit den Indianern Politik getrieben. Du hast es veranlaßt, daß sie im Revolutionskriege sich neutral erklärten und es dann doch nicht gehalten haben, sondern gegen die Amerikaner gekämpft; wofür diese dann die Niederlassungen der christlichen Indianer zerstört und dich verfolgt haben. Du bist nun ein Greis, gewiß schon in den siebenziger Jahren, warum willst du noch länger diese Mühsalen auf dich nehmen. Du hast dein Missionswerk treulich ausgerichtet; am besten du hörst auf zu missioniren und ruhest aus die letzten wenigen Tage deines Lebens."

Da richtete der ehrwürdige Greis sich feierlich empor und sagte freimüthig: „Herr Gouverneur! Ja, den Frieden habe ich gewollt. Des Blutvergießens war genug. Ich konnte nicht wollen, daß es noch durch die wilden Indianer hätte vermehrt werden sollen! Es ist auch wahr und zu beklagen, daß nicht alle Indianer bei meinen Rathschlägen geblieben sind. Aber auch das ist wahr, daß nicht nur die Amerikaner sondern auch die Engländer mich und die christlichen Indianer beständig verfolgt haben, und es wird schwer zu sagen sein, wer von beiden uns das meiste Leid zugefügt hat. Gott rechne ihnen diese Sünde nicht zu. Mein Missionswerk aber wird dann erst vollendet sein, wenn dieser Mund nicht mehr wird zeugen und diese Füße nicht mehr werden gehen können. Wie sollte ich denn auch die Gemeinde verlassen, die ich habe sam-

meln dürfen aus einem gefeiten Geschlecht und die nun um des Glaubens willen verfolgt, beraubt, geängstigt und gequält wird Tag und Nacht, von der man jüngst noch 95 seiner besten Kräfte in ruchloser Weise meuchlings ermordete. Dieser Gemeinde, die das Kreuz Christi so freudig angenommen und so ehrenvoll bisher getragen hat, ihr gehört mein Dienst bis zum letzten Athemzuge! Wollte Gott ich erlebte es noch, daß ich sie wieder gebracht hätte an eine Friedensstätte, wo man Hütten bauen, das Land pflügen und Gott in der Stille loben und preisen könnte."

Der Gouverneur war sichtlich ergriffen durch dieses Zeugniß Zeisbergers. Er sprach ihn von der Anklage frei. „Deine Bemühungen," sagte er, „das Christenthum auszubreiten gefallen mir. Ich gestatte dir zu deiner Gemeinde zurückzukehren und sollst fortan auf meinen Schutz rechnen dürfen." Reichlich mit Geld und Gaben beschenkt kehrte denn auch alsbald Zeisberger zu der hungernden Gemeinde zurück. Und die Thränen, die noch flossen über die Ermordeten am Muskingum vertrockneten bei der Freudenbotschaft: Gott habe das Herz des englischen Gouverneurs ihnen freundlich gestimmt. Hatten doch jetzt wenigstens die Verfolgungen von Seiten der Engländer ein Ende!

Durch den Einfluß des englischen Gouverneurs wurde Zeisberger und seiner bedrängten Christengemeinde auch bald ein besser Stück Land zur Ansiedlung angewiesen. Das neue Heim lag am Huron-Fluße und wurde Neu Gnadenhütten benannt. Hier sammelten sich allmählig die zerstreuten christlichen Indianer wieder und Zeisberger war eifrig, trotz seines Alters, das Evangelium bei den umwohnenden Indianer-Stämmen auszubreiten. Er kreuzte den Erie-See nach allen Richtungen, hatte mancherlei Beschwerden aber auch gar wun-

derbare Bewahrungen zu erfahren. Einmal ward er mit seinem Schiff auf eine verödete Insel verschlagen und wochenlang aufgehalten. Schon waren alle Lebensmittel aufgezehrt und noch keine Rettung. Da dachte Zeisberger an seinen einstigen gesegneten Fischzug. Das Netz ward ausgeworfen und 300 große Fische machten der Noth ein Ende.

Das Jahr 1783 brachte den Frieden zwischen Amerika und England. Auch der beraubten und verjagten christlichen Indianer-Gemeinden am Muskingum wurde im Friedensschluß gedacht. Ihr ganzes einstiges Besitzthum, im Ganzen 12,000 Acker, wurde ihnen als Eigenthum zugesprochen. Und da in Neu-Gnadenhütten ein äußerst strenger Winter herrschte, der viele Nöthen und Beschwerden brachte — man mußte z. B. das Moos unterm Schnee hervorsuchen, um nur die nothwendigste Nahrung für Menschen zu bekommen — darum entschloß sich die Gemeinde, unter Zeisbergers Führung, an den Muskingum zurückzukehren. Es sollten jedoch zwölf Jahre vergehen, ehe dieses wandernde Israel, das 400 Seelen zählend Neu Gnadenhütten verließ, in seinem Canaan am Muskingum anlangte! Von Strecke zu Strecke wurden Raststätten gemacht, gesäet und geerntet. Auch traten öfters Hindernisse in den Weg, deren Beseitigung Jahre lang nahm und darum die Weiterreise so lange verzögerten. Die erste Haltestelle war am Cajahaga-Fluß, die zweite an der Mündung des Huron-Flußes, wo man etliche Jahre verbleiben mußte, weil grade wieder ein Krieg wüthete zwischen den Indianer-Stämmen in den Vereinigten Staaten. Der Ort, den man hier gegründet, hatte den Namen Neu-Salem erhalten. Die nächste Station war Petquotting, wohin der einst abtrünnig gewordene aber jetzt reuevoll zurückgekehrte Häuptling Pize die wandernde Gemeinde eingeladen hatte.

Als aber die Kriegsunruhen unter den Indianern immer wieder aufs Neue ausbrachen und auch die Christen hineingezogen werden sollten, führte Zeisberger seine Gemeinde nach Canada, wo ihr der Gouverneur am Themsefluß, in Fairfield, ein Heim anwies. Endlich, im Herbst 1798, nach siebenzehnjähriger Abwesenheit und Wanderschaft traf der viel geplagte Zeisberger zunächst mit sieben Indianer Familien wieder am Muskingum ein. Im nächsten Frühjahr folgte der Rest der Gemeinde. Schönbrunn und Gnadenhütten standen bald wieder lieblich da. Die Zerstreuten kamen von allen Seiten herbei und viele aus den Heiden wurden auch wieder hinzugethan, die gläubig wurden. Zeisberger, der nun schon 62 Jahre lang als treuer Missionar voll Selbstverleugnung dem rothen Manne am Evangelium gedient hatte, gründete jetzt sein letztes Heim, Gosen, eine neue Niederlassung zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten gelegen. Hier sollte der müde Arbeiter sein Tagewerk in Ruhe und Frieden beschließen. Es war das dreizehnte Christendorf, das Zeisberger mit christlichen Indianern hatte gründen dürfen.

Zeisberger stand in hohem Greisenalter, seine Rührigkeit aber glich immer noch der eines Jünglings. Als Delawaren vom Wabasch-Fluß Boten sandten, die um Missionare baten, 1801, mußte die Gemeinde nachdrücklich Einspruch erheben, sonst wäre Zeisberger selbst wieder dem Rufe gefolgt. Man sandte zwei andre Missionare, Peter Kluge und Abraham Luckenbach. Doch auch in Gosen sollte Zeisberger Ernte halten und zwar Freudenernte. Eines Tages, als der Greis mit silberwallendem Haare grade, wie Abraham einst, vor seiner Hütte Thür saß, kommt das Geschrei: die Huronen kommen! Und richtig: Ein Trupp Huronen marschirt gegen

Zeisbergers Hütte, an der Spitze der Mann, der ihn einst so unbarmherzig ins Lager Elliots geschleppt hatte! Auch diesmal fürchtete man Schlimmes; denn die Huronen galten als die ärgsten Feinde. Vor Zeisberger wurde Halt gemacht. Der Häuptling kreuzte, zum Zeichen der Ergebung, seine Arme auf der Brust. Diesmal hatte Zeisberger den überwunden, der einstmals ihn gebunden hatte. Der Häuptling sagte: „Seit zwei Jahren suche ich Ruhe und finde sie nicht. Meine Seele will Frieden. Ich komme und möchte des Friedens theilhaftig werden, den Du besitzest!“ Zeisbergers Geist ward lebendig und seine Seele freuete sich Gottes seines Heilandes, daß er am Ende seiner Tage noch solch einen Sieg feiern sollte. Wie oft hatte er doch fürbittend dieser Huronen gedacht. Und siehe, jetzt kommen sie selbst, strecken ihre Waffen, um Christum zu ergreifen!

Gleich einem Patriarchen lebte Zeisberger in seinem Goſen unter den Indianern. Sein Rath galt Hohen und Niedern gleich viel. Seine Hütte ward nie leer, Männer, Weiber und Kinder kamen, sie wollten ein Wort von dem geliebten und geschätzten Vater hören. Und in diesem seinem stillen Heim konnte er ja auch so recht die Nöthen der Gemeinde wie jedes Einzelnen übersehen, mitfühlen und mittragen. Als ein rechter Hoherpriester trug er auch Alles dann vor den Gnadenthron Gottes. Aber auch seine letzte Kraft sollte dem Dienste seiner Gemeinde und der Förderung der Sache des Herrn gehören. Er sammelte seine übertragenen Lieder und schrieb neue, ihrer 500 im Ganzen. Er schrieb eine Evangelien-Harmonie, übersetzte fort am Worte Gottes, besserte an dem 1700 Seiten zählenden gesammelten Wörterbuch der Delawaren-Sprache. Was sein Herz bewegte, das spricht der 87jährige Greis aus in einem Briefe, den er an einen Freund

nach London schrieb, an dessen Schlusse es heißt: „Ich kann nur noch beten, daß der Herr uns helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen."

Eine ganz besondere Heimsuchung war dem guten Zeisberger noch für seinen letzten Lebensabend aufgespart — er erblindete an beiden Augen. Um so heller aber leuchtete sein Glaubensauge bis zum letzten Athemzuge. Konnte er jetzt nicht mehr Füße und Hände im Dienste des Herrn bewegen, so blieb doch sein Geist thätig in dem Dienst, wozu ihn die Gnade Gottes auserwählt hatte. Das Zeugniß von der Gnade Gottes in Christo Jesu erstarb in Zeisbergers Munde nicht. Obwohl erblindet, arbeitete er doch fort am Werk der Bibelübersetzung; das Schreiben freilich besorgten selbstverständlich Andere. Mit dem Herbst 1808 aber begannen Zeisbergers Kräfte sichtlich zu schwinden. Stille erwartete er die Stunde seiner Heimfahrt. „Ich bin über Alles getröstet," sprach er glaubensfroh, „nur Eins macht mir Kummer, und das ist der geistliche Zustand der Gemeinde!"

Dies sorgliche Wort des sterbenden Hirten versammelte die ganze Gemeinde um sein Bett. Alte und Junge, Männer und Weiber, Reiche und Arme standen ergriffen und baten unter Thränen: „Vater vergieb uns, womit wir dir Schmerz bereitet. Wir wollen ja unsere Seelen dem Heiland geben und Ihm nur leben." Segnend erhoben sich dann die Hände des erblindeten Vaters über seine betenden Kinder und er vermahnte zu verharren im Glauben und zu meiden die Lüste der Welt. Zu seinen Mitarbeitern sagte der scheidende Zeisberger: „Ich gehe nun hin, um auszuruhen von der Arbeit und daheim zu sein bei dem Herrn. Ich glaube, mein Heiland wird mich zu sich nehmen. Ich habe meinen ganzen Lebens-

lauf vor Ihm überdacht und viel Ursache gefunden, Ihn um Vergebung zu bitten. Ich vertraue auf Sein Blut, welches mich von allen meinen Sünden reinigt. Ich weiß, daß ich Sein bin und Er mit Seinem Verdienst mein ist. Ich gehe nicht so freudig aus der Zeit, wie Manche; ich gehe im Gefühl eines armen Sünders heim. Meinen Geist wird der Heiland zu sich nehmen, das Sündige von mir lasse ich zurück!"

Mit den Worten: „der Heiland ist nahe, vielleicht wird er kommen und mich heimholen!" schied Zeisberger am 17. Nov. 1808 aus der Zeit in die Ewigkeit. 87 Jahre, 7 Monate und 6 Tage hatte die Zeit seiner Pilgrimschaft gewährt und die seiner Missionsthätigkeit 67 Jahre! Eine Silbertanne pflanzte die dankbare Gemeinde dem treuen Hirten aufs Grab, der 40 Jahre lang alle Mühsalen und Trübsalen, Verfolgung, Hunger und Nöthen mit ihr getragen und sie nicht verlassen hat. Wo aber ist ein Feldherr, der wie Zeisberger sein Heer 67 Jahre lang von Sieg zu Siege geführt? Die Freude am Herrn war seine Stärke! (Nehem. 8, 10.) Zeisbergers Andenken bleibe im Segen und sei uns ein Exempel der Nachahmung in Christen-Beruf, im Werke der Heiden-Mission!